



böhlau

MARIA ELISABETH

ÖSTERREICHISCHE ERZHERZOGIN UND
STATTHALTERIN IN BRÜSSEL 1725–1741

SANDRA HERTEL

Schriftenreihe der Österreichischen Gesellschaft zur Erforschung
des 18. Jahrhunderts

Band 16

Herausgegeben von Wolfgang Schmale

(Band 1–8 herausgegeben von Moritz Csáky)

Sandra Hertel

MARIA ELISABETH

Österreichische Erzherzogin und Statthalterin in Brüssel
(1725–1741)



2014

BÖHLAU VERLAG WIEN · KÖLN · WEIMAR

Gedruckt mit der Unterstützung durch:

MA 7, Kulturabteilung der Gemeinde Wien
Historisch-Kulturwissenschaftliche Fakultät der Universität Wien



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Umschlagabbildung: © Bibliothèque Royale de Belgique

© 2014 by Böhlau Verlag Ges.m.b.H & Co. KG, Wien Köln Weimar
Wiesingerstraße 1, 1010 Wien, www.boehlau-verlag.com

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist unzulässig.

Lektorat: Dr. Meinrad Böhl, Leipzig
Umschlaggestaltung: Michael Haderer, Wien
Satz: Michael Rauscher, Wien
Druck und Bindung: Theiss, St. Stefan
Gedruckt auf chlor- und säurefreiem Papier
Printed in the EU

ISBN 978-3-205-79480-6

Inhaltsverzeichnis

1. WER WAR MARIA ELISABETH ? AUF DEN SPUREN EINER VERSCHWUNDENEN STATTHALTERIN . . .	7
2. DER ANFANG – VON WIEN NACH BRÜSSEL	24
2.1 Die Reise	24
2.2 Von den Spanischen zu den Österreichischen Niederlanden	59
3. DIE AKTEURE BEI HOF	73
3.1 Amtsstrukturen und Personal	73
3.1.2 Die Bewerbungen und Stellenbesetzungen	79
3.1.3 Die praktische Organisation	90
3.2 Die Obersthofmeister	97
3.2.1 Interimsstatthalter Graf Daun	97
3.2.2 Graf Visconti	102
3.2.3 Graf Harrach	111
3.3 Die adeligen Amtsträger	121
3.3.1 Die Hofkavaliere	126
3.3.2 Die Hofdamen	132
3.4 Das einfache Dienstpersonal	145
3.4.1 Arbeit und Leben bei Hof	146
3.4.2 Die Schlägerei von 1739 – Ein Dienstbotenprozess	162
4. MARIA ELISABETH – EIN PORTRAIT	173
4.1 Die junge Erzherzogin – Kindheit und Erziehung	180
4.2 Die politischen Ambitionen	193
4.3 Der Alltag einer Landesmutter – Maria Elisabeth als Regentin	201
4.4 Konflikte mit Karl VI.	221
4.4.1 Jansenismus	221
4.4.2 Kirchenasyl	230
4.5 Maria Elisabeth, Graf Harrach und Franz Stephan von Lothringen – Eine Staatsaffäre	239

4.6 Die Körper der Statthalterin	257
5. „RIEN D'ÉTONNANT“ – EIN LANGWEILIGER HOF?	269
5.1 Das Zeremoniell des Statthalterhofes	269
5.2 Fest und Inszenierung	279
5.2.1 Religiöse Feste	280
5.2.2 Politische Feste	284
5.2.3 Höfische Feste	287
5.3 Rangstreitigkeiten und Intrigen	294
5.3.1 Harrach, Cuvelier und die Hofdamen	302
5.4 Der Brand und seine Folgen	319
6. DAS ENDE – DER TOD DER ERZHERZOGIN	326
7. SCHLUSSBEMERKUNGEN	336
8. ANHANG	342
8.1 Hofstaatslisten	342
8.1.1 Hofstaatsliste 1725	342
8.1.2 Hofstaatsliste 1741	348
8.2 Briefe	356
8.3 Quellen- und Literaturverzeichnis	361
8.3.1 Ungedruckte Quellen	361
8.3.2 Gedruckte Quellen	363
8.3.3 Sekundärliteratur	364
8.4 Abbildungsverzeichnis	380
DANK	381
PERSONENREGISTER	382

Wer war Maria Elisabeth?

Auf den Spuren einer verschwundenen Statthalterin

Im Winter 2010 führten mich die Recherchen für dieses Buch in die kalte europäische Hauptstadt, in der ich hoffte, „meine“ Erzherzogin Maria Elisabeth besser kennenlernen zu können. In Brüssel, wo Maria Elisabeth von 1725 bis 1741 als Regentin und Landesmutter gelebt hatte, musste sie doch bekannter sein als in ihrer Heimatstadt Wien, schließlich hatte sie dort eine bedeutende politische Rolle gespielt. Doch so ergiebig die Quellenfunde in den Archives Générales du Royaume bzw. im Allgemeinen Rijksarchief auch waren, so ernüchternd waren meine Versuche, Spuren aus Maria Elisabeths Leben im Brüsseler Stadtbild zu finden. Weder ist die provisorische Begräbnisstätte der ehemaligen Statthalterin in der Kathedrale St. Michel verzeichnet noch gibt es im Stadtplan oder in diversen Museen eine Erwähnung ihres Namens. Die 16-jährige Regentschaft der Habsburgerin ist für das heutige Belgien scheinbar völlig bedeutungslos gewesen. Lediglich in einer Grabinschrift für den Adeligen Comte de Baillet¹ in der Kathedrale Notre Dame du Sablon wird ihre Existenz erwähnt – ein Zufallsfund. Auch die Brüsseler Stadtführer, im Allgemeinen sehr kenntnisreich über die Gebäude und Geschichten ihrer Stadt, konnten mir nach längeren Recherchen lediglich mitteilen, dass es tatsächlich eine Maria Elisabeth gegeben hat – sie war vor Karl Alexander von Lothringen Statthalterin der Österreichischen Niederlande. Das war mir bekannt.

Maria Elisabeth, geboren am 13. Dezember 1680 in Linz, war die Tochter eines und die Schwester zweier Kaiser und gleichzeitig die Tante einer der bekanntesten weiblichen Herrschergestalten in der österreichischen Geschichte: Maria Theresia. Ihr Bruder, Karl VI., ernannte sie 1725 als Nachfolgerin von Prinz Eugen von Savoyen zur Statthalterin der Österreichischen Niederlande. Als 44-jährige unverheiratete Jungfrau trat sie im September 1725 ihre lange Reise von Wien nach Brüssel an; erst ungewöhnlich spät wurde somit aus dem unbedeutenden Familienmitglied eine Repräsentations- und Herrschaftsfigur ihrer Dynastie. Bis zu ihrem Tod am 26. August

¹ Christophe Ernest Comte de Baillet (1668–1732), Chef und Präsident des Geheimen Rats in Brüssel, vgl. BNB 1 (1866), 363.

1741 in ihrem Sommerschloss Mariemont blieb sie im Amt, auch wenn es 1736 und 1737 konkrete Pläne gab, sie durch Franz Stephan von Lothringen, ihren angeheirateten Neffen, zu ersetzen. Erst acht Jahre nach ihrem Ableben gelangte ihr Körper nach Wien zurück, wo sie nun zwischen ihrem Vater Leopold I. und ihrer Nichte Maria Anna in der Kapuzinergruft bestattet liegt.

Trotz der Vielzahl an Literatur über die Familie Habsburg ist über das Leben von Maria Elisabeth kaum etwas bekannt. Das ist besonders erstaunlich, da Maria Elisabeth doch ein offizielles politisches Amt besetzte und nicht wie andere Frauen ihrer Familie „nur“ durch eine Eheschließung historische Spuren hinterließ.² Im 19. und frühen 20. Jahrhundert war Maria Elisabeth noch häufiger Thema in Aufsätzen oder Darstellungen zur belgischen Geschichte. Doch das Urteil fiel allgemein negativ aus: Sie sei bigott und frömmelnd gewesen, fremdbestimmt und kontrolliert von jesuitischen Kirchenmännern, eine Marionette ihres Beichtvaters.³ Diese Einschätzung wurde in späteren Darstellungen unkritisch übernommen, sodass sich der Eindruck verfestigte, Maria Elisabeth sei eine tiefreligiöse Frau ohne tatsächliche politische Kraft und ihr Hof unspektakulär gewesen.⁴ Lediglich ein älterer Artikel beschäftigt sich mit der politischen Rolle von Maria Elisabeth aus institutioneller Sicht.⁵ Auf diesem Artikel bauen alle folgenden Behandlungen und Erwähnungen der Erzherzogin bis heute auf.⁶ Neuere Studien oder eine Monografie fehlen bislang, deshalb ist

2 Drei Dissertationen beschäftigten sich bislang aus unterschiedlichen Perspektiven mit ihrem Leben. Zur Kirchenpolitik in den Österreichischen Niederlanden: Monique ENGELS, *De godsdienstpolitiek van Maria-Elisabeth, gouvernante van de Zuidelijke Nederlanden (1725–1741)*, phil. Diss. Löwen 1976; zur Kulturgeschichte: Marleen JONCKERS, *Maria-Elisabeth van Oostenrijk (1680–1741)*. Landvoogdes der Zuidelijke Nederlanden. Een bijdrage tot de cultuurhistorie, phil. Diss. Löwen 1978; über ihre Jugendjahre in Wien und ihre Reise nach Brüssel: Margarethe KALMÁR, *Kulturgeschichtliche Studien zu einer Biographie von Erzherzogin Maria Elisabeth (1680–1741) aus Wiener Sicht*, phil. Diss. Wien 1988.

3 Alexandre HENNE/Alphonse WAUTERS, *Histoire de la Ville de Bruxelles*, Bd. 2, Brüssel 1845, 253.

4 Paul SAINTENOY, *La gouvernance générale de l'Archiduchesse Marie-Elisabeth d'Autriche et l'incendie du palais de Charles-Quint à Bruxelles en 1731*, in: *Annales de l'Académie royale d'archéologie de Belgique* 69 (1921), 192–219; Michel HUISMAN, *Quelques documents inédits sur la cour de l'archiduchesse Marie-Élisabeth d'Autriche, gouvernante des Pays-Bas*, in: *Annales de la Société royale d'archéologie de Bruxelles* 15 (1901), 55–78.

5 Ghislaine DE BOOM, *L'archiduchesse Marie-Elisabeth et les Grands Maîtres de la Cour*, in: *Revue belge de philologie et d'histoire* 5 (1926), 493–506.

6 Henri PIRENNE, *Histoire de Belgique. Des origines à nos jours*, Bd. 3, Brüssel 1950, 114–119; Heinrich BENEDIKT, *Als Belgien österreichisch war*, Wien 1965, 85; Renate ZEDINGER, *Die Verwaltung der Österreichischen Niederlande in Wien (1714–1795)*. Studien zu den Zentralisierungstendenzen des Wiener Hofes im Staatswerdungsprozeß der Habsburgermonarchie, Wien 2000, 132f.; Piet LENDERS, *Marie Elisabeth Lucie Therese Josephe van Habsbourg*, in: *Nationaal biografisch woordenboek*, Bd.

diese Publikation auch so wichtig.⁷ Die Gründe für Maria Elisabeths Unbekanntheit – sowohl in Brüssel als auch in Österreich – sind sehr vielschichtig und unter historiografischen Gesichtspunkten höchst aufschlussreich. Zum einen war Maria Elisabeth keine Regentin eines Gebietes in den heutigen österreichischen Staatsgrenzen oder in unmittelbarer Nachbarschaft zu diesen. Ihr Wirkungsbereich und ihre politische Bedeutung entfalteten sich außerhalb dieser Grenzen in einem nicht benachbarten Land, das durch seine geografische Lage keinen glücklichen Besitz für die Habsburgermonarchie darstellte und 1815 nur zu gerne an Frankreich abgegeben wurde.⁸ In der kurzen, nicht einmal hundert Jahre dauernden Zugehörigkeit der Österreichischen Niederlande zu den habsburgischen Erblanden bemühte sich die Hauptstadt Wien zwar intensiv um eine administrative Einbindung dieses Herrschaftsbereichs in die Monarchie, zu einer emotionalen Identifikation führten diese Reformen allerdings keineswegs. So ist zwar die burgundische Glanzzeit unter Maximilian I. und seiner Frau Maria ein beliebtes Thema für Ausstellungen und Publikationen, doch die zeitlich näherliegende Herrschaft über das heutige Belgien ist ob seiner komplizierten Verwaltung und des Fehlens einer kunsthistorischen Blütephase weitaus weniger populär.

Doch auch aus belgischer Sicht ist die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts eine wenig attraktive Zeit. Für die belgischen Historiker des 19. und frühen 20. Jahrhunderts war der Übergang von der spanischen zur österreichischen Herrschaft eine Phase des Niedergangs und der Repression, die allgemein negativ bewertet wurde. Während Karl Alexander von Lothringen, der Nachfolger von Maria Elisabeth in den Österreichischen Niederlanden, infrastrukturelle und bauliche Maßnahmen vornahm, um seine Residenzstadt in eine repräsentative Metropole umzugestalten, und die Infantin Isabella im 17. Jahrhundert Kunst und Musik förderte, setzte Maria Elisabeth kaum kulturpolitische und städtebauliche Akzente. Mit ihrem Namen verbunden blieben hingegen die rigorose Verfolgung der Jansenisten und ihr jesuitisch-päpstlicher Eifer,

12, Brüssel 1987, 493–498; Louise-Marie LIBERT, *Dames de pouvoir. Régentes et gouvernantes des anciens Pays-Bas*, Brüssel 2005, 315–344.

7 Erste Ergebnisse dieser Forschungen vgl. Sandra HERTEL, *Demütige Dienerin oder herrschsüchtiges Weib? Maria Elisabeth (1680–1741) als Statthalterin in Brüssel*, in: Gunda Barth-Scalmani/Joachim Bürgschwentner/Matthias König/Christian Steppan (Hg.), *Forschungswerkstatt: Die Habsburgermonarchie im 18. Jahrhundert/Research Workshop: The Habsburg Monarchy in the 18th Century* (Jahrbuch der Österreichischen Gesellschaft zur Erforschung des 18. Jahrhunderts, Bd. 26), Bochum 2011, 77–90.

8 Hervé HASQUIN, *Das Österreichbild in Belgien. Von den habsburgischen Niederlanden zur Europäischen Union*, in: Oliver Rathkolb (Hg.), *Außenansichten. Europäische (Be)Wertungen zur Geschichte Österreichs im 20. Jahrhundert*, Innsbruck 2003, 11–25, 12.

der ihr im 19. Jahrhundert eine vernichtende Kritik durch die Historiker einbrachte. Geradezu metaphorisch fällt die Zerstörung des alten brabantischen Palastes auf dem Coudenberg in die Zeit ihrer Regentschaft, der jahrhundertlang Schauplatz eines lebendigen und würdevollen Hoflebens gewesen war.⁹ Im Februar 1731 brannte der Wohntrakt des Palastes bis auf die Grundmauern nieder, auch die anliegende Hofkapelle konnte nicht weiter benutzt werden. Aus den Trümmern konnten zwar die erzherzoglichen Juwelen gerettet werden, doch die flämischen Kulturschätze, wie etwa die wertvollen Wandteppiche und Gemälde von Peter Paul Rubens, waren unwiederbringlich zerstört. Aufgrund von finanziellen Engpässen lebte Maria Elisabeth anschließend in einem benachbarten Adelspalais noch weitere zehn Jahre neben einer verkohlten Ruine, eine für das bildsensible 18. Jahrhundert höchst destruktive Allegorie und Gegensatz zu einer prosperierenden, fruchtbringenden Regierung.¹⁰

Doch die ereignisgeschichtlichen Fakten allein erklären nicht den Mangel an Interesse für ihre Person. Die konservative Habsburgerforschung ließ der Vielzahl weiblicher Familienmitglieder keine große Bedeutung zukommen. Der bekannte Spruch: „Die anderen mögen Kriege führen, Du, glückliches Österreich, heirate“, weist den hochwohlgeborenen Erzherzoginnen zwar ein enormes politisches und ökonomisches Kapital zu, reduziert sie aber gleichermaßen auf eine passive Funktion in einem männlich dominierten Verhandlungs- und Geschäftsakt. Eine unverheiratete und herrschende Frau widersprach dem Bild des schwachen und unterdrückten Geschlechts. Bei der biografischen Erforschung der Erzherzoginnen ist die größte Fleißarbeit von populärwissenschaftlichen Autoren geleistet worden, die vor allem die „Schicksale“, also die Leidensgeschichten der Frauen in den Mittelpunkt rückten. Als Spielbälle männlicher Herrschafts- und Machtgelüste portraitierten die Autoren sie entweder als verkaufte und sexuell versklavte „Bräute“ oder als machthungrige Mätressen, die ihren gesellschaftlichen Aufstieg ihrem geschlechtlichen Körper verdankten.¹¹ Sie manifestieren den allgemeinen Eindruck, Frauen seien in der Geschichte stets fremdbestimmt und durch soziale und wirtschaftliche Repressionen unterdrückte Objekte gewesen, für

⁹ Pierre ANAGNOSTOPOULOS/Jean HOUSSIAU, *L'ancien Palais du Coudenberg*, Brüssel 2006.

¹⁰ Diese negative Bewertung ihrer Herrschaft in Verbindung mit dem Brand wird deutlich bei: SAINTE-NOY, *La gouvernance générale*, 192; HUISMAN, *Quelques documents*, 56. Erwähnt wird die Ruine auch in zeitgenössischen Berichten, z. B. Freiherr von PÖLLNITZ, *Briefe welche das merckwürdigste von seinen Reisen und die Eigenschaften derjenigen Personen*, Übersetzung aus dem Französischen, Frankfurt am Main 1738, Bd. 3, 150.

¹¹ Vgl. Thea LEITNER, *Habsburgs verkaufte Töchter*, München 1994; Sylvia JUREWITZ-FREISCHMIDT, *Galantes Versailles: Mätressen am Hof der Bourbonen*, München 2008; Helga THOMA, *Ungeliebte Königin: Ehetragödien an Europas Fürstenhöfen*, München 2009, etc.

deren individuelle Wünsche und Handlungen kein Raum existiert hätte. Dabei lassen sich nach dem jetzigen Forschungsstand zwei Erkenntnisse deutlich formulieren:

Zum Ersten sind die Verhältnisse und Beziehungen zwischen den Geschlechtern im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit weit komplexer und differenzierter gewesen, als es die staatspolitischen und philosophischen Schriften sowie die Gesetzestexte des 19. Jahrhunderts suggerieren. Historiker und Historikerinnen entdecken in der Praxis immer wieder Abweichungen von den theoretischen Schriften, und auch kultur- und mentalitätsgeschichtliche Studien zeichnen ein vielschichtiges Bild von selbstbewussten und wirtschaftlich produktiven Frauen mit eigenen Wert- und Weltvorstellungen.¹²

Zum Zweiten haben Studien zur Funktionsweise von Herrschaft und Macht zu einer Umdeutung des Politikverständnisses in der Frühen Neuzeit geführt. In ihrer Studie zum englischen Hof im 16. Jahrhundert hat Barbara Harris die Bedeutung der Hofdamen und Ehefrauen für die Politik der Minister und des Königs herausgearbeitet und auf die fließenden Grenzen von institutionalisierter Politik und gesellschaftlich-sozialem Wirken hingewiesen. Frauen und Männer agierten im Patronage- und Klientensystem des Hofes und waren gleichermaßen in politische Handlungen eingebunden.¹³ Die „Hinterzimmer“ des Thronsaals und die enorme Bedeutung der indirekten Macht durch die Beeinflussung und Interaktion von Frauen mit ihren Ehemännern, Vätern und Brüdern beweisen, dass Frauen Teil eines politischen Raums und von Männern auch akzeptiert und durchaus erwünscht waren. Die informelle Herrschaft im Hintergrund, quasi im Verborgenen, war das typische Betätigungsfeld einer Frau in der höfischen Gesellschaft. Die Zurückhaltung und das Schweigen als weibliche Tugenden der Frühen Neuzeit förderten diese Strukturen. Frauen verfügten nicht über politische, sondern über soziale Macht, da sie als Maklerinnen und Patroninnen am politischen Geschehen partizipierten.¹⁴ Die Forschungen der letzten Jahre, Publikationen wie Tagungen, haben mehr als deutlich gemacht, dass adelige

12 Natalie Zemon DAVIS, *Die wahrhaftige Geschichte von der Wiederkehr des Martin Guerre*, Berlin 2004.

13 Insbes. Barbara J. HARRIS, *Woman and Politics in Early Tudor England*, in: *The Historical Journal* 33 (1990), Nr. 2, 259–281; Katrin KELLER, *Hofdamen. Amtsträgerinnen im Wiener Hofstaat des 17. Jahrhunderts*, Wien/Köln/Weimar 2005; Renate KROLL, *Zu Macht und Romantik der Frauen im Zeitalter Louis' XIV. Die Höfische Gesellschaft aus literatur- und genderwissenschaftlicher Perspektive*, in: Claudia Opitz (Hg.), *Höfische Gesellschaft und Zivilisationsprozess. Norbert Elias' Werk in kulturwissenschaftlicher Perspektive*, Köln/Weimar/Wien 2005, 143–165; Claudia OPITZ-BELAKHAL, *Geschlechtergeschichte*, Frankfurt am Main 2005, 97.

14 Michelle PERROT, *Die Frauen, die Macht und die Geschichte*, in: Dies., Alain Corbin, Arlette Farge (Hg.), *Geschlecht und Geschichte. Ist eine weibliche Geschichtsschreibung möglich?*, Frankfurt am Main 1989, 225–248, 230.

Frauen wichtige Akteurinnen der frühneuzeitlichen Politik waren und aufgrund ihres gesellschaftlichen Standes über eine Vielzahl von Möglichkeiten verfügten, sich politisch zu betätigen.¹⁵ Die Vorstellung, Frauen seien am Hof lediglich Gesellschaft und Dekoration gewesen, kann mit gutem Gewissen als Mythos bezeichnet werden.

Frauen als explizite Herrscherinnen waren zwar äußerst selten – und von politischen und philosophischen Schriften gleich welchen Jahrhunderts oder Jahrtausends nicht beabsichtigt oder grundlegend legitimiert.¹⁶ Dennoch finden sich in der Geschichte des Abendlandes zu jeder Zeit und an zahlreichen Orten Frauen in herrschenden Positionen. Die Möglichkeiten für weiblichen Machteinfluss waren dort gegeben, wo die Dynastie bzw. die Familie und ihr politisches, wirtschaftliches und gesellschaftliches Kapital wichtiger waren als der Unterschied der Geschlechter. Die Rolle der Frau für den Erhalt einer Dynastie ist im Staatssystem der Frühen Neuzeit nicht zu unterschätzen. Trotz der üblichen agnatischen Thronfolge (durch einen männlichen Nachkommen) hatten Frauen in ihrer Rolle als Ehefrau, Mutter, Tochter oder Schwester eines Kaisers, Königs oder Fürsten eine dynastische Verpflichtung, die zur Ausübung von Regierungstätigkeit führen konnte.¹⁷

Am häufigsten trifft man die regierende Frau als Witwe an. Als ehemalige verheiratete und nun alleinstehende Frauen befanden sich Witwen in einem gesellschaftlichen Status, der Macht und Regentschaft ermöglichte. Sie übten als Mütter ihrer unmündigen Söhne Herrschaft aus, arrangierten sich mit männlichen Beratern und Untergebenen und sicherten so das Erbe für ihre Nachkommen vor unerwünschtem außerfamiliärem Einfluss. In dieser Position fungierten die Frauen als Verteidigerinnen ihrer Dynastie und setzten ihre ehelichen Pflichten des Gebärens von Nachkommen als Regentinnen gewissermaßen fort. Durch ihre „mütterliche Liebe“, so die frühneuzeitliche Theorie, wären sie den Interessen des unmündigen Fürsten dienlicher als bevollmächtigte Minister, die auf ihren eigenen Profit hin agieren würden.¹⁸ Oft gelang es ihnen mit Erfolg, sowohl die Nachfolge des Sohnes zu verteidigen als auch darüber hinausgehend ein eigenes politisches Konzept zu verfolgen und umzusetzen.¹⁹

15 Werner PARAVICINI/Jan HIRSCHBIEGEL (Hg.), *Das Frauenzimmer. Die Frau bei Hofe in Spätmittelalter und früher Neuzeit*, Stuttgart 2000.

16 Natalie Zemon DAVIS, *Frauen, Politik und Macht*, in: Georges Duby, Michelle Perrot (Hg.), *Geschichte der Frauen. Frühe Neuzeit*, Frankfurt am Main 1994, 189–206.

17 Matthias SCHNETTGER, ‚Dynastie‘, in: EDN 3 (2006), 1–11.

18 Pauline PUPPEL, *Die Regentin. Vormundschaftliche Herrschaft in Hessen 1500–1700*, Frankfurt am Main 2004; Heide WUNDER, *Einleitung*, in: Dies., *Dynastie und Herrschaftssicherung in der Frühen Neuzeit. Geschlechter und Geschlecht* (Beiheft Nr. 28 zur ZhF), Berlin 2002, 9–27, 10; Heide WUNDER, ‚Er ist die Sonn‘, sie ist der Mond‘. *Frauen in der Frühen Neuzeit*, München 1992, 182.

19 Zum Beispiel: Anna Amalia, Herzogin von Sachsen-Weimar (1738–1807), vgl. Joachim und Leonie

Auch die Kirche ermöglichte es adeligen Frauen, in Machtpositionen zu Einfluss zu gelangen: Als Äbtissinnen eines wohlhabenden und traditionsreichen Damenstifts konnten Frauen wirtschaftlich und politisch an der „hohen“ Politik teilnehmen und hatten gleichzeitig die Möglichkeit, sich zu inszenieren und ihren Einfluss durch eine repräsentative Lebensweise zu demonstrieren. Einige Äbtissinnen ließen sich in der Architektur ihres Stiftes verewigen und verherrlichen.²⁰

Zu Berühmtheit gelangten herrschende Frauen, wenn sie als allein regierende Königinnen fungierten. Diese Ausnahmereischeinungen der kognatischen Erbfolge (durch eine Tochter) waren schon für die Zeitgenossen sehr ungewöhnlich, und so erfreute sich die Herrschaft dieser Damen einer besonders intensiven Rezeptionsgeschichte, die bald mit Mythen und Legenden aufgeladen wurde. Innerhalb der Familie Habsburg ist Maria Theresia, die von ihrem Vater Kaiser Karl VI. zur Thronfolge bestimmt wurde, das prominenteste Beispiel. Mit ihrem Mann Franz Stephan von Lothringen begründete sie eine neue Familiendynastie: das Haus Habsburg-Lothringen. Ihre Erbfolge resultierte jedoch lediglich aus dem Aussterben der männlichen Linie und erforderte deshalb die kognatische Erbfolge zur Sicherung der Ansprüche in den habsburgischen Erblanden und der Wahl ihres Mannes zum römischen Kaiser.

Herrschende Frauen in exponierten Positionen waren neben Maria Theresia auch Elisabeth I. von England, Christina von Schweden und Katharina II. von Russland, wobei Letztere ihren Ehemann Zar Peter III. durch einen Staatsstreich ausschaltete. Jede dieser Frauen legitimierte ihre Herrschaft auf eine andere, individuelle Weise, was in der Gesamtheit den Ausnahmecharakter ihrer Herrschaft und die Schwierigkeit ihrer Verteidigung verdeutlicht. Königin Elisabeth I. von England inszenierte sich als Jungfrau, Christina von Schweden versuchte ihre Weiblichkeit durch ein männliches Auftreten zu kaschieren und Maria Theresia sah sich als Landesmutter, was sie durch ihre Fruchtbarkeit mit 16 Schwangerschaften eindrucksvoll untermauerte. Zu einer großen Gestalt wurde Maria Theresia in ihrer Rezeption vor allem durch den Gegensatz zu Friedrich dem Großen und weil sie weibliche Ideale wie Hilfslosigkeit und Mütterlichkeit vereinte.²¹

BERGER, Anna Amalia von Weimar. Eine Biographie, München 2006; oder Katharina von Medici (1519–1589), vgl. Irene MAHONEY, Katharina von Medici. Königin von Frankreich, München 1999; Leonie FRIEDA, Catherine de Medici. Phoenix, London 2005.

20 Vgl. z. B. Äbtissin Theophanu (1039–1058) des Essener Damenstifts: Ute KÜPPERS-BRAUN, Macht in Frauenhand. 1000 Jahre Herrschaft adeliger Frauen in Essen, Essen 2002, 82.

21 Karl VOCELKA, Glanz und Untergang der höfischen Welt, Repräsentation, Reform und Reaktion im habsburgischen Vielvölkerstaat, Wien 2004, 28–33; Werner TELESKO, Maria Theresia. Ein europäischer Mythos, Wien/Köln/Weimar 2012.

Diese individuelle Herrschaftslegitimation zeigt deutlich, dass sich herrschende Frauen der Frühen Neuzeit in einem vagen Rechtsraum befanden und ihre Stellung – um sie nicht zur Norm werden zu lassen – nicht juristisch abgesichert werden konnte. Sie war situativ bedingt und aus der Not geboren, zugleich erforderte und ermöglichte sie einen Raum für Improvisation. Diese Beispiele zeigen weiter, dass das staatsrechtliche Regelwerk noch nicht so gefestigt war wie im 19. und 20. Jahrhundert. Innerhalb eines starren Zeremoniells waren inoffizielle und individuelle Lebenspraxen möglich, die offiziell gegen die Ansichten der Zeit standen und stark von persönlichen Einflüssen abhingen.²²

Bei der Rezeption weiblicher Herrscherpersönlichkeiten ist auffällig, dass diese weit mehr als ihre männlichen Amtskollegen einer eindeutigen Bewertung unterliegen, die entweder lobend oder stark diffamierend ausfällt. Anders als bei männlichen Herrschern findet bei Herrscherinnen eine Bewertung auf persönlicher oder emotionaler Ebene statt; nicht allein die staatspolitischen Fakten stehen im Vordergrund, sondern die ganze Persönlichkeit. Die Bewertung einer herrschenden Frau ist vor allem eine Frage der Sympathie. Auffällig ist dies bei der Rezeption von Katharina II. von Russland, deren Promiskuität und ausschweifende Sexualität ausführlich behandelt wurden, ihre politischen Erfolge hingegen weniger bekannt sind. Bei einem männlichen Herrscher wie Ludwig XIV. hingegen überdecken seine politischen Taten sein Sexualeben, das nicht als Kategorie für seine Bewertung dient.

Auch Maria Elisabeth entsprach nicht dem Rollenbild des 18. Jahrhunderts. Die Frage, warum sie durch die Forschung derart vernachlässigt wurde, führt unweigerlich auf ihre Popularität zu Lebzeiten und die unmittelbar nach ihrem Tod beginnende Rezeption zurück. Als eine herrschende Frau, die sich in die Belange der Kirchenpolitik einmischte, war sie im 19. und frühen 20. Jahrhundert nicht beliebt und erst recht kein Vorbild für Frauen dieser Zeit. Ihr vehementes Engagement für die Reinheit der römisch-katholischen Religion wurde ihrem Beichtvater, dem Nuntius sowie dem Erzbischof von Mechelen angelastet, die die schwache Regentin nach ihrem Willen manipuliert haben sollen.²³ Es entsprach dem Geschlechterbild des 19. Jahrhunderts nicht, dass eine Frau alleine zu einem derart harten politischen Kurs fähig war. Des Weiteren fehlt in keiner einzigen Darstellung ihrer Person der Hinweis auf ihr Aussehen, das keinem jemals existierenden Schönheitsideal entsprach. Von

22 Juliane SCHMIEGLITZ-OTTEN, „Sie brachte alle Lieblichkeiten ihrer Heimat nach Deutschland“. Eleonore d’Olbreuse – eine klassische Maitresse oder ein Sonderfall der Geschichte?, in: *Mächtig verlockend. Frauen der Welfen* (Ausstellungskatalog), Celle 2010, 107–131, 111f.

23 Alexandre HENNE/Alphonse WAUTERS, *Histoire de la Ville de Bruxelles*, Bd. 2, Brüssel 1845, 253.

ihrem Vater Leopold I. erbt sie die für ihre Familie zum Markenzeichen gewordene „Habsburgerlippe“, einen ungewöhnlich stark vorstehenden Unterkiefer und eine geschwollene Unterlippe. Zudem war sie sehr groß und breit, hatte hervorstehende Augen und eine maskuline Figur. Nicht nur ihr Körper, ihr ganzes Auftreten war ohne Eleganz und sehr männlich.²⁴ Die Erwähnung ihrer physiognomischen Merkmale, oft in abfälliger und diffamierender Weise, wurde in diesen älteren Darstellungen stets mit der negativen Bewertung ihrer Politik verbunden, so als ob jene die Ursache gewesen wären. Der streng katholischen, machtbewussten und obendrein hässlichen Frau konnte einfach niemand Sympathie entgegenbringen.

Um Maria Elisabeth verstehen zu können, müssen die zeitgenössischen Bewertungen und die in späteren historischen Werken vertieften Ansichten und Stereotypen enthistorisiert werden. Nur so kann aus den subjektiv formulierten Wahrheiten eine objektive – oder zumindest objektivere – Wirklichkeit rekonstruiert werden. Dies soll in dieser Studie unternommen werden. Dabei ist allerdings zu beachten, dass auch Historiker ihre eigenen, ebenfalls subjektiven gesellschaftlichen Vorstellungen und Strukturen auf die historische Darstellung übertragen und somit die tatsächliche historische Wirklichkeit wie ein Plakat mit einem Netz eigener Interessen und impliziter Annahmen überdecken.²⁵ Dennoch ist angesichts des veralteten Forschungsstands eine moderne Biografie längst überfällig.

Zum ersten Mal soll Maria Elisabeth selbst im Mittelpunkt einer Darstellung stehen; nicht als Erzherzogin, nicht als Kaisertochter und Schwester, sondern als Regentin und Hauptfigur. Dieses Buch widmet sich aber nicht nur einer historisch wichtigen, aber unbekannteren Persönlichkeit, sondern auch einem Ort und einer Zeit: den Österreichischen Niederlanden im frühen 18. Jahrhundert, insbesondere dem Hof in Brüssel. Auch die Nebendarsteller der Statthalterschaft spielen eine wichtige Rolle. Adelige Hofdamen, bürgerliche Saaltürhüter und einfache Stallbur-schen lebten am Hof der Erzherzogin und waren von ihrer Gnade und Fürsorge abhängig. Maria Elisabeth, als gläubiger und mitfühlender Mensch, fühlte sich für ihren Hofstaat in besonderer Weise verantwortlich und setzte sich für die Belange ihrer Dienstboten ein. Sie war die Klammer und die Existenzgrundlage dieses Hofes, der ohne männlichen Fürsten und ohne Mätressen auskam und zugleich eine Miniatur des Wiener Hofes darstellte. Sein besonderer Wert für die Hofforschung

24 Zeitgenössische Feststellung von Casimir FRESCHOT, *Memoires de la Cour de Vienne*, Köln 1706, 227; übernommen durch: PIRENNE, *Histoire de Belgique*, 114; SAINTENOY, *La gouvernance générale*, 193.

25 Pierre BOURDIEU, *Die männliche Herrschaft*, Frankfurt am Main 2005, 144; vgl. auch Rudolf VIERHAUS, *Rankes Begriff der historischen Objektivität*, in: Reinhart Koselleck/Theodor Mommsen (Hg.), *Theorie der Geschichte*, Bd. 1, *Objektivität und Parteilichkeit*, München 1977, 63–76.

liegt in der Gleichzeitigkeit von altbekannter Normalität und unexemplarischer Außergewöhnlichkeit.

Forschungen über regierende Frauen dürfen deren Lebensumfeld, den Ort ihres politischen Handelns und die Mitakteure weiblicher Herrschaft nicht außer Acht lassen. Eine Studie über eine Frau im höfischen Umfeld ist unmittelbar mit den Fragen nach dem politischen und gesellschaftlichen Einfluss von Frauen verbunden. Die speziellen Regeln, Hierarchien und Strukturen des frühneuzeitlichen Hofes müssen deshalb unter der Beachtung dieses Faktors neu betrachtet werden. Die weibliche Blickrichtung auf einen Hof und seine Akteure soll bisherige Studien über Höfe in der Frühen Neuzeit ergänzen.

Üblicherweise beginnt eine Darstellung des Forschungsstands zum frühneuzeitlichen Hof mit dem zuerst gehypten und später verworfenen Norbert Elias.²⁶ Da alle aktuellen Studien über Höfe in vorseilendem Gehorsam und mit identischen Feststellungen die frühen Debatten der Hofforschung²⁷ und den Paradigmenwechsel durch Aloys Winterling²⁸ nacherzählen ist es überflüssig, dies hier zur Ermüdung des Lesers erneut zu betreiben; der Forschungsstand kann in jeder beliebigen Publikation der vergangenen sechs Jahre nachgelesen werden.²⁹

Für dieses Buch ist es in erster Linie wichtig festzuhalten, dass die Bezeichnung ‚Hof‘ nicht nur einen Ort und einen Personenverband³⁰ impliziert, sondern einen

26 Norbert ELIAS, *Die höfische Gesellschaft. Untersuchungen zur Soziologie des Königtums und der höfischen Aristokratie*, Frankfurt am Main 112007. Elias hatte den Kerntext dieses Werks bereits in den 1930er Jahren als Habilitationsschrift in Frankfurt eingereicht, musste aber im Sommer 1933 nach Paris emigrieren. Seine Ideen wurden erst 36 Jahre später publiziert und schnell und erfolgreich rezipiert; vgl. Ute DANIEL, *Kompodium Kulturgeschichte. Theorien, Praxis, Schlüsselwörter*, Frankfurt am Main 52006, 255. Zur Rezeption von Elias vgl. Claudia OPITZ (Hg.), *Höfische Gesellschaft und Zivilisationsprozess. Norbert Elias' Werk in kulturwissenschaftlicher Perspektive*, Köln 2005.

27 Für den Wiener Hof z. B. Jürgen Freiherr von KRUEDENER, *Die Rolle des Hofes im Absolutismus*, Stuttgart 1973; Hubert Christian EHALT, *Ritus und Rationalität im Herrschaftsstil des 17. und 18. Jahrhunderts*, in: *Beiträge zur historischen Sozialkunde*, Jg. 7, Nr. 1, Januar–März 1977, 8–11; Hubert Christian EHALT, *Ausdrucksformen absolutistischer Herrschaft. Der Wiener Hof im 17. und 18. Jahrhundert*, Wien 1980.

28 Aloys WINTERLING, *Der Hof der Kurfürsten von Köln 1688–1794. Eine Fallstudie zur Bedeutung „absolutistischer“ Hofhaltung*, Bonn 1986; in der Folge Kritik an Elias insbesondere durch: Jeroen DUINDAM, *Norbert Elias und der frühneuzeitliche Hof. Versuch einer Kritik und Weiterführung*, in: *Historische Anthropologie* 3 (1998), 370–387; Jeroen DUINDAM, *Myths of Power. Norbert Elias and the Early Modern Court*, Amsterdam 1995.

29 Vgl. z. B. Andreas PEČAR, *Die Ökonomie der Ehre. Höfischer Adel am Kaiserhof Karls VI. (1711–1740)*, Darmstadt 2003, 1–19; Britta KÄGLER, *Frauen am Münchener Hof (1651–1657)*, Kallmünz 2011, 11–24; Mark HENGERER, *Kaiserhof und Adel in der Mitte des 17. Jahrhunderts. Eine Kommunikationsgeschichte der Macht in der Vormoderne*, Konstanz 2004, 11–22.

30 Rosina TOPKA, *Der Hofstaat Kaiser Karls VI.*, Diss. Wien 1954, 6.

Kommunikationsraum umreißt, in dem Personen am politischen Geschehen durch Kommunikation und Interaktion teilnehmen. Diese Personen können politische oder gesellschaftliche Ämter bekleiden, dies ist aber keine Voraussetzung für ihre Teilnahme am höfisch-politischen Diskurs. Auch Personengruppen, die aufgrund ihres Geschlechts oder ihrer sozialen Herkunft von der Bekleidung öffentlicher Posten ausgenommen sind, können durch Netzwerke und Intrigen zu Einfluss gelangen und Teil des politischen Prozesses werden.³¹

Nachdem sich der Begriff des höfischen ‚Habitus‘³² etabliert hat, sind in neueren Studien ‚symbolisches Kapital‘, ‚Patronage‘ und ‚Interaktion‘ zu Schlüsselbegriffen der Hofforschung geworden. Das symbolische Kapital bemisst die gesellschaftliche Bedeutung einer Person aus den Faktoren familiärer Hintergrund, Dichte der Vernetzung bei Hofe und Nähe zum Fürsten. Die Höhe des symbolischen Kapitals bestimmt die Attraktivität einer Person für das Patronagewesen. Ein Patron war eine Art Fürsprecher, der seinen Einfluss am Hof für die Interessen seiner Klienten einsetzen konnte. Diese Maklerpatronage war vor allem am Wiener Hof des späten 17. und frühen 18. Jahrhunderts weit verbreitet. Bestand zwischen Klient und Patron eine lang andauernde Verbindung, die sich durch Treue und Unterstützung vonseiten des Klienten und Schutz und Förderung vonseiten des Patrons auszeichnete, spricht man von Protektionspatronage.³³

Der Begriff Interaktion konzentriert den Blick auf die informellen Bereiche des Hoflebens. Er definiert die verbale und nonverbale Kommunikation zwischen Personen, die am Hof leben oder über ihre Netzwerke in Verbindung zum höfischen

31 PEČAR, *Ökonomie*, 18; Mark HENGERER, Zahlen und Zeremoniell. Eine skalentheoretische Annäherung an räumliche und monetäre Formen der Ordnung/Unordnung des Hofes, in: Reinhardt Butz/Jan Hirschbiegel (Hg.), *Informelle Strukturen. Dresdener Gespräche III zur Theorie des Hofes*, Berlin 2009, 57–88, 57; Rudolf SCHLÖGEL, Der frühneuzeitliche Hof als Kommunikationsraum. Interaktionstheoretische Perspektiven der Forschung, in: Frank Becker (Hg.), *Geschichte und Systemtheorie. Exemplarische Fallstudien*, Frankfurt am Main 2004, 185–225.

32 Der Begriff wurde schon von Elias verwendet und fand seine Zuspitzung in den 1970er Jahren durch: Pierre BOURDIEU, *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*, Frankfurt am Main 192008 (Erstausgabe Paris 1979).

33 Ronald ASCH, *Europäischer Adel in der Frühen Neuzeit*, Köln/Weimar/Wien 2008, 115; Ronald ASCH, „Politics of Access“. Hofstruktur und Herrschaft in England unter den frühen Stuarts 1603–1642, in: Werner Paravicini (Hg.), *Alltag bei Hofe (3. Symposium der Residenzen-Kommission der Akademie der Wissenschaften in Göttingen)*, Sigmaringen 1995, 243–266, 256. Zum Forschungsstand vgl. Heiko DROSTE, Patronage in der frühen Neuzeit. Institution und Kulturform, in: *ZhF* 30 (2003), 555–590; und die Antwort: Birgit EMICH/Nicole REINHARDT/Hillard von THIESSEN/Christian WIELAND, Stand und Perspektive der Patronageforschung. Zugleich eine Antwort auf Heiko Droste, in: *ZhF* 32 (2005), 233–266; PEČAR, *Ökonomie*, 92–95.

Diskurs stehen. Da mit der Interaktion auch Verbindungen gemeint sind, die ohne die Vermittlung durch offizielle Amtsträger auskommen, bezieht sie auch Personen in die Gesamtheit des Hofes mit ein, die offiziell von der Herrschaft ausgeschlossen werden.³⁴ Hier wird dann auch die Beteiligung der Frauen an der politischen Kommunikation relevant, da sie ebenfalls von der Ämtervergabe ausgenommen waren, durch die informellen Kommunikationswege allerdings Bedeutung für die Gesamtheit eines Fürstenhofes hatten.³⁵ Daher werden die drei Begriffe auch für die Analyse des Hofes von Erzherzogin Maria Elisabeth benutzt.

Spricht man über Kommunikation und Interaktion am Hof, so werden auch die Forschungsdebatten zum Hofzeremoniell relevant. Trotz der vielseitigen Ansätze zur Erforschung und versuchten Definition des Zeremoniells sind die Ergebnisse immer noch schwammig. Insbesondere die nationalspezifischen Begrifflichkeiten für Hofordnungen sorgen für mehr Verwirrung als Klarheit. In älterer wie neuerer Literatur über habsburgische Höfe finden sich immer wieder die Bezeichnungen ‚spanisch-burgundisches‘ oder ‚spanisch-habsburgisches‘ Zeremoniell. Diese Begriffe sind zwar umstritten, werden aber in der Literatur trotzdem weiter verwendet. Da ein Zeremoniell zwar ein Ordnungsschema ist, aber über keinen institutionellen Charakter verfügt, ist es problematisch, die Regelwerke durch eindeutige Unterschiede abzugrenzen und ihren Ausprägungen eine klare Definition zuzuordnen. Die Abgrenzungen und Strukturen, die die zeitgenössischen nationalen Kategorien suggerieren, konnten vergleichende Studien nicht bestätigen. Die Habsburger benutzten die Definition ‚spanisches Hofzeremoniell‘ lediglich als propagandistischen Begriff für den Wiener Hof, um ihre Anciennität zu unterstreichen.³⁶ Diskussionen über unterschiedliche Ausprägungen von Zeremonialordnungen sind daher überflüssig, zumal eine begriffliche Grundlage fehlt und die Interdependenz aller europäischen Höfe in der Frühen Neuzeit stark ausgeprägt war. Ich werde diese Begriffe so gut wie möglich umgehen, da ich sie für nicht praktikabel und inhaltlich verwirrend halte, und stattdessen Vergleiche zu konkreten Beispielen ziehen.

Vielfach haben sich schon die Zeitgenossen mit der Definition von Autoren und Adressaten des Zeremoniells auseinandergesetzt. Gottfried Stieve folgend ist das Ze-

34 PEČAR, *Ökonomie*, 17f.

35 Vgl. auch Katrin KELLER, *Hofdamen. Amtsträgerinnen im Wiener Hofstaat des 17. Jahrhunderts*, Wien/Köln/Weimar 2005.

36 Vgl. Christina HOFMANN-RANDALL, *Die Herkunft und Tradierung des Burgundischen Hofzeremoniells*, in: Berns/Jahn, *Zeremoniell als höfische Ästhetik*, 150–156; Volker BAUER, *Die höfische Gesellschaft in Deutschland von der Mitte des 17. bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts*, Tübingen 1993, 99.

remonieell eine Rechtsform.³⁷ Ein wichtiger Kern ist auch die Rangfolge und der Umgang mit ihr an definierten Orten und Schauplätzen der höfischen Selbstdarstellung. Die älteren Beschreibungen des Zeremoniells geben den falschen Eindruck eines normativen Verhaltenskodex, einer Schrift, auf die sich Höflinge und andere Akteure des Zeremoniells berufen können. Wie in dieser Studie deutlich zu sehen sein wird, war es den Zeitgenossen keineswegs bewusst, wie sie sich zu verhalten hatten, und statt eines normativen und festgefügteten Verhaltenssystems zeigt sich hier das Bild eines fragilen und flexiblen Ordnungsversuches, der permanent diskutiert, variiert und korrigiert wurde. Obwohl es zu Beginn des 18. Jahrhunderts bereits Versuche der Verschriftlichung gab und diese „Zeremonialliteratur“ von Fürsten, Höflingen und gebildeten Bürgern rezipiert wurde, war jeder neue Fall ein Wagnis. In der Schrift von Johann Christian Lünig sind zahlreiche Anekdoten und Beschreibungen von erlebten und dokumentierten Ereignissen aufgeführt.³⁸ Das Zeremonialwesen der „großen Herren“ ist kein Nachschlage- oder Regelwerk, sondern eine situative Abbildung bekannter Formen der Rangordnung und des Umgangs mit ihr. Jedes Ereignis war im Kontext anderer, gleichwertiger Ereignisse zu betrachten und einzuordnen, genauso wie die Abläufe der Zeremonien, Empfänge und Feste wechselseitig aufeinander Bezug nahmen, sich kopierten und ergänzten. Ein genauer Blick in die Zeremonialprotokolle des Wiener Hofes zeigt seitenlange Diskussionen und verworfene Vorschläge. Hier wird eine Struktur inszeniert, die nicht existierte, die aber allen Wünschen nach und Erwartungen an eine klare Ordnung zu entsprechen versuchte. Das Perfekte an der höfischen Etikette, was vor allem vonseiten der Theaterwissenschaft und der älteren Hofforschung unterstellt wird, ist die idealisierte Abbildung in Kupferstichen und in der Zeremonialliteratur. Der Weg dorthin war aber voller Diskussionen, Probleme und improvisierter Fragmente.³⁹

Doch wenn niemand wusste, wie das Zeremonieell genau angewandt werden musste, wozu war es dann eigentlich da? Während Elias das Zeremonieell als Machtinstrument des Königs und Beschäftigung für den Adel definierte, lautete die zeitgenössische Definition in der Zeremonialliteratur, es diene als Ordnungssystem für

37 Gottfried STIEVE, *Europäisches Hof-Ceremoniel*, Leipzig 1923; Milos VEC, *Zeremonialwissenschaft im Fürstenstaat. Studien zur juristischen und politischen Theorie absolutistischer Herrschaftsrepräsentation*, Frankfurt am Main 1998, 56.

38 Johann Christian LÜNIG, *Theatrum Ceremoniale Historico-Politicum*, 2 Bde., Leipzig 1719/20.

39 Andreas PEČAR, *Gab es eine höfische Gesellschaft des Reiches? Rang- und Statuskonkurrenz innerhalb des Reichsadels in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts*, in: Harm Klueping/Wolfgang Schmale (Hg.), *Das Reich und seine Territorialstaaten im 17. und 18. Jahrhundert. Aspekte des Mit-, Neben- und Gegeneinander*, Münster 2004, 183–205; HENGERER, *Zahlen und Zeremonieell*, 67.

alle Menschen und weise ihnen einen Platz in der Gesellschaft zu. Die herrschaftliche Prachtentfaltung richtete sich an den Pöbel, der dadurch geblendet und von der Überlegenheit seines Herrschers überzeugt werde, so Lünig. Der propagandistische Aspekt des Hofzeremoniells findet sich auch in der Literatur der 1980er und 1990er Jahre, die das Volk als Zuschauer und Adressat des Zeremoniells bei Einzügen, Prozessionen und kirchlichen Festen definierte.⁴⁰

Diese Auslegung des Zeremoniells ist bereits breit diskutiert und immer wieder revidiert worden. Winterling wählte in seiner Studie zum ersten Mal den Terminus einer ‚höfischen Gesellschaft des Reiches‘ und erweiterte damit den Raum höfischer Aktion und Interaktion geografisch auf alle Höfe innerhalb des Reiches, um die Interdependenz dieser Höfe anzuzeigen. Dabei griff er Elias’ Theorie vom Konkurrenzkampf um das soziale Kapital wieder auf und übertrug sie auf das Verhältnis zwischen Reichshöfen und Kaiserhof. Winterling sah die repräsentative Bedeutung des Zeremoniells in der Selbstdarstellung des Fürsten und definierte die Außenwahrnehmung eines Hofes durch andere als Ziel der höfischen Prachtentfaltung. Diese Theorie ist weitgehend akzeptiert und wird auch in weiterführenden Forschungen verwendet und weiterentwickelt.

Andreas Pečar stellte die These auf, dass im Reich ein eigenes Zeremoniell existiert habe, das jedem Fürsten seinen Rang entsprechend der Sitzordnung im Reichstag zuwies.⁴¹ Grob lässt sich folgende Rangfolge festhalten: Kurfürsten, Fürsten, Grafen und Freiherren.⁴² Das Zeremoniell hat bei dem Zusammentreffen dieser Personen einen wechselseitigen Effekt: Sie sind zugleich Akteure und Adressaten des Zeremoniells, da sie sowohl durch die normativen Riten miteinander kommunizieren als auch die Handlungen der anderen Akteure rezipieren. Die dabei entstehenden Hierarchien gliedern und ordnen die Gesellschaft des Reiches. Diese politisch-soziale Ordnung wird symbolisch durch das Reichszeremoniell praktiziert und von allen partizipierenden Gruppen akzeptiert und durch ihr Handeln bekräftigt.⁴³ Meiner Auffassung nach ist dieses reichsinterne Zeremoniell aber lediglich ein Wunschbild gewesen, das

40 Vgl. insbes. Jürgen HABERMAS, *Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft*, Darmstadt/ Neuwied 1982, 23; Andreas GESTRICH, *Höfisches Zeremoniell und sinnliches Volk. Die Rechtfertigung des Hofzeremoniells im 17. und 18. Jahrhundert*, in: Berns/Rahn, *Zeremoniell als höfische Ästhetik*, 57–73.

41 PEČAR, *Rang- und Statuskonkurrenz*.

42 Heinz SCHILLING, *Höfe und Allianzen. Deutschland 1648–1763*, Berlin 1994, 25.

43 Barbara STOLBERG-RILINGER, *Die zeremonielle Inszenierung des Reiches, oder: Was leistet der kulturalistische Ansatz für die Reichsverfassungsgeschichte?*, in: Matthias Schnettger (Hg.), *Imperium Romanum – Irregulare Corpus – Teutscher Reichs-Staat. Das Alte Reich im Verständnis der Zeitgenossen und der Historiographie*, Mainz 2002, 233–246, 236.

aufgrund mangelnder Absprachen und dem Fehlen einer definitionsgebenden Autorität nicht zu einer klaren Struktur heranwachsen konnte.

Wichtiger als der Adressat des Zeremoniells ist immer wieder die Frage nach dessen Autor. Am Wiener Hof war die vom Kaiser zu besonderen Anlässen einberufene Hofkonferenz als Beratungsgremium für die Formulierung von zeremoniellen Abläufen zuständig. Sie diskutierte und skizzierte verschiedene Szenarien und legte diese dem Kaiser vor. Karl gab entweder sein „Placet“ oder lehnte den Vorschlag ab, eigene Wünsche oder Ideen trug er nicht bei. Die Hofkonferenz entwickelte daraus das bestmögliche Zeremoniell und wählte immer die Variante mit dem geringsten Spielraum für Komplikationen. War es möglich, nahm man einen älteren Vorschlag wieder auf und wandte ihn im vorliegenden Fall an.⁴⁴ Die konkreten Anlässe konnten Krönungen, Hochzeiten und Todesfälle sein, aber auch der Besuch eines hohen Gastes, für dessen Ablauf ein eigenes Zeremoniell erarbeitet werden musste. Die Hofkonferenz hatte keine ständigen Mitglieder, sondern wurde situativ zusammengestellt. Amtsträger des Hofes in leitender Funktion wurden aufgrund ihrer Kompetenzen in den jeweiligen Stäben des Hofes ausgewählt. Der Obersthofmeister des Kaisers als wichtigster außerfamiliärer Amtsträger des Kaiserhofes war der Leiter und Sprecher der Gruppe. Er leitete die Diskussion, stellte den Kontakt zum Kaiser her und verteilte Aufgaben an die Konferenzmitglieder. Die Vorschläge eines Hofmeisters, über dessen Kompetenzgebiet gerade diskutiert wurde, hatten meistens mehr Gewicht als die Meinungen anderer Konferenzmitglieder. Unklar ist zwar, wie streng die Vorgaben des Kaisers waren, doch letztendlich folgte dieser den Vorschlägen der Konferenz in der großen Mehrheit der Punkte. Wichtig ist hier festzustellen, dass die Hofkonferenz nur Ereignisse plante, bei denen es eine Interaktion mit Reichsfürsten, Botschaftern oder anderen Gesandten und Besuchern gab, also Ereignisse, die den internen Rahmen des Hofes überschritten. Am Hof selbst blieb das Zeremoniell von Ferdinand I. bis Maria Theresia fast identisch, erst Karls Tochter und mehr noch Joseph II. nahmen Änderungen in Form von Einsparungen vor.⁴⁵

Aus den angesprochenen Forschungsfragen und Theorien ergeben sich für den konkreten Untersuchungsgegenstand, den Brüsseler Statthalterhof zwischen 1725 und 1741, zahlreiche konkret-detaillierte sowie kontextuelle Leitfragen. Dieses Buch möchte der Frage nachgehen, welche Bedeutung der Hof für die politische Zent-

44 Zur Verschriftlichung des Zeremoniells vgl. Mark HENGERER, Die Zeremonialprotokolle und weitere Quellen zum Zeremoniell des Kaiserhofes im Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv, in: Josef Pauser/Martin Scheutz/Thomas Winkelbauer (Hg.), Quellenkunde der Habsburgermonarchie (16.–18. Jahrhundert). Ein exemplarisches Handbuch, München 2004, 76–93.

45 Vgl. auch PEČAR, Ökonomie, 201–207.

rale in Wien hatte und welchen Beitrag er für die Integration der Österreichischen Niederlande in den habsburgischen Herrschaftsverband leisten konnte und sollte. In welchen Traditionen stand der Hof und welche politischen Rückschlüsse lassen sich daraus ziehen? Da das Zeremoniell und die Ämterstrukturen in diesem Fall neu formuliert und eingerichtet werden mussten und nicht auf einen bestehenden Hof zurückgegriffen werden konnte, werden die Brüche, Kontinuitäten und Probleme bei der Formulierung zeremonieller Regeln besonders deutlich; bereits für den Wiener Hof entwickelte Modelle lassen sich hier leicht überprüfen. Diese Fragen werden in Kapitel 2 und 3 beantwortet.

Maria Elisabeth war nicht nur zeremoniell als einzige Fürstin an einem Hof ohne Ehemann in einer exklusiven Position, sondern verfügte dank ihrer vage formulierten Instruktionen auch über eine große politische Handlungsfreiheit. Darin unterschied sie sich deutlich von anderen habsburgischen Erzherzoginnen oder europäischen Prinzessinnen. In diesem Buch über einen Fürstenhof kommen also nicht nur die Frauen in den Hinterzimmern als Nebendarstellerinnen zu ihrem Auftritt, sondern es gibt auch eine weibliche Hauptdarstellerin. Da Maria Elisabeth als unverheiratete Frau in einer derart ungewöhnlichen politischen Stellung war, ist es notwendig und unumgänglich, auch ihre Erziehung, ihre Persönlichkeit und ihren Charakter in den Fokus zu rücken. Im Rahmen dieser Studie ist es natürlich nicht möglich, eine vollständige moderne Biografie zu bieten, auch wenn dieses Unterfangen äußerst wünschenswert wäre. Dennoch soll die biografische Skizze nicht zu kurz und oberflächlich sein und findet im Rahmen dieses Buches in einem eigenständigen Kapitel ihren Platz. In Kapitel 4 werden Erziehung, politisches Konzept und Handlungsspielräume Maria Elisabeths vorgestellt. Die leitende Frage dort ist, inwiefern ihrer Rolle ein historischer Ausnahmecharakter attestiert werden muss. War ihre Funktion als regierende Frau in einem politischen Amt für ihre Zeitgenossen tatsächlich so ungewöhnlich? Wie stark musste sie um Akzeptanz kämpfen, und welche Institution legitimierte ihr politisches Handeln? Zur Beantwortung dieser Fragen sind neben ihren Briefen als Selbstzeugnissen auch rezeptionsgeschichtliche Quellen relevant.

Trotz des Hauptfokus auf Maria Elisabeth als Frau beschäftigt sich das Buch mit den politischen Handlungsspielräumen aller männlichen und weiblichen Akteure am Brüsseler Hof.⁴⁶ Dabei gilt die Prämisse der Geschlechtergeschichtsforschung, die von ihr aufgezeigten Fragen und Probleme stets mitzudenken. Maria Elisabeths po-

⁴⁶ Auf die Notwendigkeit dieser Forschungen verwies vor einiger Zeit schon: Michaela HOHKAMP, Macht, Herrschaft und Geschlecht: Ein Plädoyer zur Erforschung von Gewaltverhältnissen in der Frühen Neuzeit, in: *L'Homme* 7 (1996), Nr. 2, 8–17.

litische Rolle ist nur dann richtig zu verstehen, wenn wir auch ihre wichtigsten politischen Partner kennen: Graf Visconti und Graf Harrach, die nacheinander das Amt des Obersthofmeisters bekleideten, es persönlich prägten und im Zusammenspiel der Kräfte zwischen Statthalterin und Kaiser, zwischen Kollateralräten in Brüssel und Höchstem Rat der Niederlande in Wien eine deutliche und mitunter auch schwierige Position einnahmen. Die Betrachtung dieses Zusammenspiels verschiedener Akteure am Brüsseler Hof ist deshalb so wichtig, da grundlegende Studien zu politischen Höfen mit einer weiblichen Führungsfigur im Vergleich zu männlich dominierten Höfen noch ausstehen.⁴⁷ Gibt es hier Unterschiede? Kann man gar von einem Modell „Frauenhofstaat“ sprechen? Wenn ja, wie sieht dieses Modell aus? Da hier insbesondere die Netzwerke und das externe Gesandtschaftszeremoniell eine große Rolle spielen, werden diese Themenfelder in Kapitel 5 gesondert behandelt.

Trotz aller wissenschaftlich relevanten Fragestellungen soll nicht vergessen werden, dass es sich bei Maria Elisabeth und ihren Zeitgenossen nicht nur um Untersuchungsgegenstände handelt, sondern um Menschen mit guten und schlechten Angewohnheiten, die Freude und Leid, Glück und Angst empfunden haben. Diese Facetten ihres Lebens, so banal sie auch erscheinen, werden als Teil einer Gesamtdarstellung der Zeit und ihrer Akteure selbstverständlich mit einbezogen.

⁴⁷ Einzelfall: Robert BUCHOLZ, *The Augustan Court. Queen Anne and the Decline of Court Culture*, Stanford 1993.

Der Anfang – Von Wien nach Brüssel

2.1 DIE REISE

Am 4. September 1725, einem herbstlichen Dienstag, setzte sich um vier Uhr nachmittags in Wien ein Reisezug in Bewegung, wie er in einer derartigen Länge nur selten zu sehen war: 92 Kutschen, gezogen von 420 Pferden, angeführt von 21 Postbeamten der Thurn und Taxis'schen Reichspost, verließen die Favorita auf der Wieden, das Sommerschloss des römischen Kaisers.⁴⁸ Unter „zuruffung unzählbarer glückwünsungen“⁴⁹ umrundete der Reisezug die Stadt Wien, überquerte hinter der Leopoldstadt die Donau und schlug die nördliche Richtung nach Enzersdorff ein.⁵⁰ In den Kutschen saßen rund 230 Personen unterschiedlichster Abstammung: alte Köche und Saaltürhüter, junge Tischdecker, die noch Kinder waren und mit Puppen und Soldaten spielten, gebildete Schreiber und Hofkanzlisten, adelige Damen und Herren aus bestem Hause, dazu ihre Ehepartner, Töchter und Söhne. Das Ziel ihrer Reise war Brüssel, ehemals Residenzstadt der Herzöge von Brabant und der Statthalter der Spanischen Niederlande.

In der dritten Kutsche saß die Hauptperson des Spektakels: Erzherzogin Maria Elisabeth, 44 Jahre alt, unverheiratet und unlängst zur Statthalterin der Österreichischen Niederlande ernannt. Für sie war die Abreise nach Brüssel das Ende eines Lebensabschnittes. Von ihrer Geburt bis zu diesem Tag hatte sie das ganze Leben gemeinsam mit ihrer kaiserlich-erzherzoglichen Familie verbracht, mit ihrem Bruder Karl, dem Kaiser, mit ihrer Schwester Maria Magdalena⁵¹ und mit ihren Schwägerinnen, den beiden Kaiserinnen Amalia Wilhelmine und Elisabeth Christine. Nun verließ sie Wien und die österreichischen Erblände für unbestimmte Zeit, um im weit entfernten Brüssel zu leben und ihren Bruder dort politisch zu vertreten. Eine bedeutende Aufgabe für die hochgebildete Frau, aber auch ein Wendepunkt in ihrem Leben. Dieses Amt erforderte einen Ortswechsel mit vielen Folgen: die vollständige

48 ÖStA, HHStA, HA, Familienakten, Fasz. 87, Konv. ‚Reise‘, fol. 160r–161r.

49 Wiener Diarium, 5. September 1725, 7.

50 ÖStA, HHStA, Zeremonialprotokolle, Bd. 13, fol. 88v.

51 Erzherzogin Maria Magdalena (1689–1743), unverheiratet, blieb ihr Leben lang in Wien, pflegte einen engen Kontakt zu ihrer älteren Schwester Maria Elisabeth und ihrer Nichte Maria Theresia.

Trennung von Familie und Heimat. Da im 18. Jahrhundert alle Reisen gefährlich und die Wege lang und unbequem waren, waren regelmäßige Besuche bei den Verwandten undenkbar. Krankheit und Tod kamen schnell und plötzlich, und so musste Maria Elisabeth an diesem Tag davon ausgehen, ihre Geschwister nie mehr wiedersehen zu können. Tatsächlich verließ sie an diesem 4. September ihre Heimatstadt für immer; 24 Jahre später wurde ihr Leichnam in die Kaiserstadt zurückgebracht.

Welche Emotionen die Erzherzogin bei ihrem Abschied begleiteten und wie die persönliche, nicht durch das Hofzeremoniell geregelte Verabschiedung zwischen Maria Elisabeth und Maria Magdalena verlief, ist nicht übermittelt. Die beiden unverheirateten Schwestern teilten sich einen Haushalt mit Hofstaat in der Wiener Hofburg, auch gemeinsame Interessen wie das Jagen verbanden sie. Zwischen ihnen bestand eine sehr enge Bindung, die sie auch über ihre räumliche Trennung nach 1725 hinaus aufrechterhielten. In ihren privaten Briefen redeten sich die beiden Schwestern gegenseitig als „Engel“ an.⁵² Ihren Abschied voneinander hatten die strenggläubigen Jungfrauen durch gemeinsame Reisen und Messen in den vorangegangenen Wochen und Monaten zelebriert. Ende August unternahmen sie eine Pilgerreise nach Mariazell, dem zu dieser Zeit beliebtesten Wallfahrtsort in Österreich.⁵³ Die „Leopoldinischen Erzherzoginnen“, wie sie im Zeremonialprotokoll nach ihrem Vater, Kaiser Leopold I., benannt wurden, verbrachten diese zehn Tage der religiösen Einkehr mit Gebeten für eine glückliche Reise der Statthalterin und ein baldiges Wiedersehen.

Doch es gab keinen Anlass, auf ein rasches Wiedersehen zu hoffen. Ein Statthalteramt, vergeben an ein Familienmitglied, galt meist lebenslänglich. Nicht einmal eine erfolglose Amtsführung hatte automatisch auch die Abberufung zur Folge. Maria Elisabeths baldige Heimkehr nach Wien war ebenso unwahrscheinlich wie ein Besuch der jüngeren Schwester in Brüssel. Zu hoch wären die Kosten für eine derartige „Lustreise“ gewesen, die vielleicht einem Erzherzog mit Ausblick auf wichtige Ämter als eine Art Kavaliertour möglich gewesen wäre, nicht aber einer Dame mit schwacher Gesundheit.⁵⁴ Der Abschied der beiden muss trotz des standesgemäß

52 Vgl. AGR, SEG, Fasz. 2575/1, Maria Magdalena an Maria Elisabeth, 4. März 1737, 4. Februar 1740 und 9. März 1740, fol. 14r–24v.

53 ÖStA, HHStA, Zeremonialprotokolle, Bd. 13, fol. 94r. Die Reise dauerte vom 17. bis zum 27. August 1725.

54 Eine solche Kavaliertour nach Brüssel unternahmen Franz Stephan von Lothringen und Joseph II. als Graf von Falkenstein, siehe: Renate ZEDINGER, Flucht oder adelige Kavaliertour? Zur Reise des Herzogs Franz III. (Anton) Stephan von Lothringen in den Jahren 1731/32, in: Jahrbuch der Österreichischen Gesellschaft zur Erforschung des Achtzehnten Jahrhunderts, Bd. 7/8 (1992/93), 51–69; über reisende Frauen: Bärbel RASCHKE, Fürstinnenreisen im 18. Jahrhundert. Ein Problemaufriss am Beispiel der Rußlandreise Karolines von Hessen-Darmstadt 1773, in: Joachim Rees/Winfried Siebers/

höfisch-reservierten Verhaltens am Kaiserhof emotional verlaufen sein. Doch darüber schweigen die Quellen. Das Zeremonialprotokoll berichtet gewohnt nüchtern für den 4. September: „abreiß ihro d[urchlaucht] der gubernantin in die kay[serlichen] Niederland nachmittags. So dann tratten ihro d[urchlaucht] die erzherzogin Elisabeth nach beschehener beurlaubung unter dem vorgeschriebenen ceremoniale ihre reiß nacher brüssel, und gleich darauf Ihro may[estäten] die regierende kayßerin mit der d[urchlauchtigsten] erzherzogin Magdalena nacher baaden mit eigenen hof zügen an, um sich daselbst einige tag hindurch des gesundt baads zu bedienen.“⁵⁵

Vor der Abreise von Maria Elisabeth hatten lange Vorbereitungen und unzählige „Beurlaubungen“ mit Glückwünschen stattgefunden. Am 1. September erschienen der *Rectore Magnifico* mit vier Dekanen der „uralten und welt-berühmten universität“⁵⁶ zur Audienz im Paulanerkloster auf der Wieden, um der Erzherzogin eine glückliche Reise zu wünschen.⁵⁷ In einer lateinischen Rede lobten sie ihren Geist und ihre Würde und prophezeiten ihr eine erfolgreiche und glückliche Regentschaft. Maria Elisabeth beantwortete diese Glückwünsche, dem hohen Lob entsprechend, in lateinischer Sprache und demonstrierte dadurch ihre hohe Bildung. Diese war selbst für eine Frau aus einer hochadeligen Familie sehr selten und wurde deshalb im Wiener Diarium auch extra betont. Anschließend wurden die hohen Herren zum Handkuss zugelassen. Diese Beurlaubung, also Verabschiedung, durch die Vertreter der Universität war eine Ehrerbietung vonseiten der Erzherzogin, die durch die Gewährung einer Audienz mit anschließendem Handkuss die Universität als eine besonders in ihrer Gunst stehende Institution auszeichnete.⁵⁸ Ihr persönliches Interesse an der Wissenschaft und ihre Nähe zu deren Vertretern drücken sich deutlich in der exklusiven Behandlung kurz vor ihrer Abreise aus. Zwar waren Universitätsrektoren und -dekane auch in anderen Bereichen des höfischen Zeremoniells als Gäste und Teilnehmer vertreten – so nahmen sie zum Beispiel einen festen Platz im habsburgischen Totenzeremoniell ein und begleiteten den Leichenumzug –, doch sind sie dort nur einige von vielen nichthöfischen Repräsentanten – auch der Rat der Stadt Wien sowie diverse Klöster und Zünfte erwiesen dem verstorbenen Kaiser (oder der Kaiserin) die

Hilmar Tilgner (Hg.), *Europareisen politisch-sozialer Eliten im 18. Jahrhundert. Theoretische Neuorientierung – kommunikative Praxis – Kultur- und Wissenstransfer*, Berlin 2002, 183–207, 206.

55 ÖStA, HHStA, Zeremonialprotokolle, Bd. 13, fol. 113v–114r.

56 Wiener Diarium, 5. September 1725, 4.

57 Vgl. auch ÖStA, HHStA, Zeremonialprotokolle, Bd. 13, fol. 112v.

58 Ruth FRÖTSCHEL, *Der Handkuss in den Zeremonialprotokollen des Wiener Hofes (1652–1787)*, Dipl. Wien 2009, 71.

letzte Ehre und begleiteten ihn auf seinem Weg in die Kapuzinergruft.⁵⁹ Doch weder die Ratsherren noch Vertreter von Klöstern wurden hier zu einer Audienz geladen, was die Auszeichnung für die Universität in ihrem Wert noch erhöht. Umgekehrt lobten der Rektor und die Dekane den Geist und die Bildung der Erzherzogin und unterstrichen so ihre besondere Befähigung für das künftige Statthalteramt.

Am darauffolgenden Sonntag, dem 2. September, wohnte Maria Elisabeth noch einem festlichen Familienereignis bei: Ihre achtjährige Nichte, die Erzherzogin Maria Theresia, wurde in der Kirche des Paulanerklosters auf der Wieden durch den Erzbischof von Wien gefirmt. Der Tante kam die Ehre zu, als Firmpatin eine exponierte Stellung während der Zeremonie einzunehmen und der kleinen Erzherzogin das Firmband umzubinden.⁶⁰

Sowohl der Zeitpunkt der Firmung als auch die Wahl der Patin waren kein Zufall. Maria Elisabeth war durch ihre Ernennung zur Statthalterin zum höchstrangigen Familienmitglied nach dem Kaiser und seiner Ehefrau aufgestiegen und somit nach den Regeln der Rangfolge prädestiniert, diese ehrenvolle Aufgabe zu übernehmen. Zudem wurde Patenschaft als spirituelle Verwandtschaft verstanden und band den Paten nicht nur an den Gefirmten, sondern auch an dessen Eltern. Der Pate war seinem Schützling ein Leben lang in geistlicher Verwandtschaft verbunden und begleitete die persönliche und religiöse Entwicklung.⁶¹ Die Firmung von Karls Tochter ermöglichte diesem daher, seiner unverheirateten Schwester das Gefühl familiärer Verbundenheit mit in die Fremde zu geben. Denn anders als eine Erzherzogin, die den heimatlichen Hof für eine Eheschließung verlässt, bekam Maria Elisabeth keine neue Familie, die die Trennung von der Heimat kompensierte. War es in jenen Fällen üblich, sein altes Leben vollständig hinter sich zu lassen und sich von allen materiellen Dingen und Erinnerungen zu trennen, um den Übertritt in die neue Familiengemeinschaft zu versinnbildlichen,⁶² so war dies hier nicht der Fall.

Am Montag, dem Tag vor ihrer Abreise, verabschiedete sich Maria Elisabeth offiziell von der Kaiserinwitwe Amalia, der Frau ihres verstorbenen Bruders Joseph I., die

59 Vgl. Sandra HERTEL, Kontinuität und Wandel. Der habsburgische Totenkult bei Maria Theresia, in: Wolfgang Schmale (Hg.), *Multiple kulturelle Referenzen in der Habsburgermonarchie des 18. Jahrhunderts/Références culturelles multiples dans la monarchie des Habsbourg au dix-huitième siècle* (Jahrbuch der Österreichischen Gesellschaft zur Erforschung des Achtzehnten Jahrhunderts, Bd. 24), Bochum 2009, 251–281, 275.

60 Wiener Diarium, 5. September 1725, 6.

61 Andreas GESTRICH, ‚Patenschaft‘, in: EDN 9 (2009), 906–908; Stefanie SPENDEL, ‚Pate, praktisch-theologisch‘, in: LThK 7 (1998), 1452.

62 Vgl. beispielsweise die Eheschließung von Erzherzogin Maria Antonia mit Ludwig von Frankreich 1779, in: Antonia FRASER, *Marie Antoinette. Eine Biographie*, München 2006, 34.

in der Hofburg blieb. Maria Magdalena begleitete ihre Schwester bei diesem Besuch, und gemeinsam fuhren sie mittags zurück nach Wieden in die Favorita.⁶³

Am Dienstag war nun endlich der lang erwartete Abreisetag gekommen, an dem zu Ehren der Statthalterin alle Familienmitglieder und Adelige in Gala bei Hof erschienen, „und nachdeme sämtliche allerhöchste herrschaften zu mittag beysammen gespeiset, und ihre durchleucht bey denselben sich auf das zarteste beurlaubet“⁶⁴, konnte die Reise beginnen. Wie die Anwesenden wirklich mit der Trennung umgingen und wie sich die „zarte Beurlaubung“ praktisch äußerte, ist unklar. Zumindest ging sie nicht spurlos an den Familienmitgliedern vorüber: Karl notierte am 4. September 1725 in seinem Tagebuch: „Recht betrübt, weil lieb Schwester vielleicht nie sehen.“⁶⁵ Geregelt und kanalisiert wurden die Emotionen angesichts des Abschieds durch die höfische Etikette. Bereits im August hatte sich die Hofkonferenz, die die Reise der Erzherzogin vorbereitete, auf das Abfahrtszeremoniell geeinigt und vorgeschrieben, dass Hartschiere⁶⁶ und Trabanten⁶⁷ von der Favorita bis zu ihrer Kutsche Spalier stehen würden. Zum Wagen wurde Maria Elisabeth nicht etwa von ihrer Familie begleitet, sondern von allen kaiserlichen Hofamtsträgern und Ministern.⁶⁸ Wo sich die Familie zu dieser Zeit aufhielt, ob sie in der Favorita blieb oder sich im Hof aufstellte, geht aus den zeremoniellen Anweisungen und Beschreibungen nicht hervor. Die Minister halfen Maria Elisabeth in die Kutsche, in der bereits ihre Obersthofmeisterin, die verwitwete Gräfin von Uhlfeld⁶⁹, saß, ihre Gesellschaft während der Reise und im zukünftigen Hofleben. Während Maria Elisabeth nun durch die Wagentüren einen letzten Blick auf die Favorita und die Stadt Wien warf, blies der Postillon zur Abfahrt. Der Zug setzte sich in Bewegung, während zu Ehren der Statthalterin die Kanonen donnerten.

Gemeinsam mit Maria Elisabeth reiste der halbe Hofstaat nach Brüssel. An der Spitze des Zuges ritt der Postillon, der Gespannführer, der jedem Postfuhrwerk voranritt, sei es eine Ordinari-Postreise oder der Extrazug eines reichen Bürgers oder Adelige. Bei Maria Elisabeths Reisezug standen ihm auch weitere Offiziere zur Seite.

63 Wiener Diarium, 5. September 1725, 6.

64 Ebd., 7.

65 Zitiert durch: Bernd RILL, Karl VI. Habsburg als barocke Großmacht, Graz/Wien/Köln 1992, 193.

66 Historisch: Leibgarde, Bogenschützen.

67 Historisch: Leibgarde, Fußsoldaten.

68 ÖStA, HHStA, Zeremonialprotokolle, Bd. 13, fol. 88r/v.

69 Anna-Maria von Uhlfeld (1673–1736), geb. Sinzendorf aus der Ernstbrunner Linie. In der älteren Literatur ist sie vielfach als Schwester des Obersthofkanzlers Sinzendorf bezeichnet worden, tatsächlich ist sie nur eine entfernte Verwandte, vgl. Wurzbach 35 (1877), 15.

Sie trugen Uniformen, die sie auf den ersten Blick als Postangestellte identifizierten, und bliesen das Posthorn, damit andere Fuhrwerke und Fußreisende Platz machen konnten.⁷⁰

Nach den Postoffizieren fuhr die Chaise des Obersthofmeisters Graf Visconti mit einem Dienstboten und einem Lakaien, zwei weitere Diener ritten neben der Kutsche. Danach folgte Maria Elisabeth mit ihrer Obersthofmeisterin, Gräfin Uhlfeld. Um ihre Kutsche herum ritten vier Leiblakaien, ein Kammerdiener, drei Knaben und vier Leibwachen der Post. Maria Elisabeth wurde aus Sicherheitsgründen abgeschirmt und gleichzeitig permanent beobachtet, sodass man ihr jederzeit zu Hilfe kommen konnte, falls sie etwas benötigte. Auf die Erzherzogin folgten zwei Kutschen mit den Hofdamen, anschließend wurden die weiblichen Dienerinnen transportiert. Die Frau des Obersthofmeisters saß bei den Hofdamen. Dahinter folgten die männlichen Diener und jene Amtsträger, die für das leibliche und seelische Wohl der Erzherzogin verantwortlich waren: ihr Beichtvater, mehrere Ärzte und Apotheker sowie wichtige Amtspersonen wie der Ceremonario und der Kammerzahlmeister, der auch während der Reise den Lohn an die Diener auszahlen musste. Am Ende des Zuges reisten die Dienstboten, deren Gehalt am niedrigsten war: Tischdecker, Köchinnen und Gehilfen. Sie reisten zusammen mit dem Gepäck, wie zum Beispiel die Sesseltträger gemeinsam mit den von ihnen getragenen Sesseln. Der Tapezierer teilte sich den Platz in seiner Kutsche mit seinem Gehilfen, ihrem Gepäck und Arbeitsmaterial. Der Kammerheizer und sein Junge saßen in einer Kutsche mit dem Bett der Erzherzogin. Ein Mundjunge saß in einer Kutsche voller Mehl, und die drei Küchenjungen saßen zwischen den mitgenommenen Töpfen. Insgesamt fünf leere Reservekutschen für Notfälle bildeten das Schlusslicht.⁷¹

Etwa 230 Personen, wahrscheinlich sogar mehr, reisten mit Maria Elisabeth nach Brüssel. Viele von ihnen sollten nicht dort bleiben: Etwa 50 Personen gehörten zur kaiserlichen Post, und mehrere Diener waren nur für die Reise angeworben worden. Sie wurden in Brüssel durch einheimisches Personal ersetzt und reisten mit den leeren Kutschen wieder zurück nach Wien. Dazu gehörten auch die sechs Edelknaben.⁷² Sie wurden aus Maria Elisabeths bestehendem Wiener Haushalt ausgesucht: Sie waren

70 Veit DIDCZUNEIT, ‚Postillon‘, in: EDN 10 (2009), 253–255.

71 ÖStA, HHStA, HA, Familienakten, Fasz. 87, Konv. ‚Reise‘, fol. 160r–166v. Die undatierte Liste aus dem Konvolut ‚Reise der Durchleuchtigsten Ertzherzogin Elisabetha von Wien nacher Brüssel‘ bleibt in der Angabe der mitreisenden Diener vage, es werden keine konkreten Zahlen genannt. Außerdem sind einige Angaben unter Vorbehalt gemacht. Meine Schätzung von 230 Personen geht vom Minimum aus, es sind bis zu 260 mitreisende Personen möglich.

72 ÖStA, HHStA, Zeremonialprotokolle, Bd. 13, fol. 13v.

bereits mit dem Zeremoniell und den Wünschen der Erzherzogin vertraut und Maria Elisabeth kannte sie. Später einigte man sich in der Hofkonferenz darauf, vier der sechs Knaben in Brüssel zu lassen, damit dort auch weiterhin das Wiener Zeremoniell gepflegt werden konnte.⁷³ Viele dieser Hofangestellten reisten nicht einfach nur mit, um am Zielort ihren Dienst antreten zu können – sie verrichteten die Arbeit, für die sie bezahlt wurden, auch während der Reise, da sich an ihrem Rang und ihren Funktionen im Hofstaat auf der Landstraße nichts änderte. Das galt selbstverständlich für die Dienerinnen, Köchinnen, Wäscherinnen und Vorschneider, die auch auf Reisen ihrer Tätigkeit nachgingen und nichts von ihrer angelernten Geschicklichkeit vermissen ließen. Maria Elisabeth wurde von zahlreichen berittenen Dienern, wie Edelknaben, Kammerdienern und Kavalieren, begleitet. Diese hatten perfektes höfisches Verhalten verinnerlicht und standen stets zur Bewirtung der Erzherzogin bereit: Sie halfen ihr beim Aus- und Einsteigen, reichten Getränke und kleine Mahlzeiten und waren zudem eine passable Gesellschaft, denn sie machten Komplimente und unterhielten auch die mitreisenden Hofdamen. Es war im wahrsten Sinne des Wortes ein Hof auf Reisen, denn das Hofleben mit all seiner Etikette, seinen Rang- und Standesunterschieden und einer angenehmen Konversation musste auch auf matschigen und aufgeweichten Straßen aufrechterhalten werden. Es gab keine denkbare Ausnahmesituation, in der die Regeln und hierarchischen Funktionsweisen des Hofes außer Kraft getreten wären, und so gab es auch keine Entschuldigung für unpassendes Verhalten. Ein Hof funktionierte immer, auch wenn man sich in einer endlosen Kolonne von Kutschen durch die Landschaft bewegte.

Gegen halb sieben Uhr abends erreichte der Zug die erste Übernachtungsstation hinter Wien, Stockerau. Hier gab Maria Elisabeth eine Audienz für den Grafen Thomas Raymund Aloys von Harrach⁷⁴, der von Vertretern der vier Stände begleitet wurde. Jeweils die drei ältesten Prälaten, Herren und Ritter sowie Vertreter des vierten Standes, also der Bauernschaft, wurden zu dieser Audienz geladen und durften ihre Glückwünsche überbringen.⁷⁵ Diese Audienz war nur die erste von Hunderten Audienzen, die Maria Elisabeth während ihrer Reise geben musste. Sie reiste nicht inkognito, sondern unter ihrem Titel als Statthalterin und musste ergo überall als

73 Ebd., fol. 71v.

74 Aloys (Luis) Thomas Raimundi von Harrach (1669–1742), Reichshofrat, Kämmerer und seit 1711 Geheimer Rat, ab 1715 Landmarschall und Landesoberster in Österreich unter der Enns (in dieser Funktion trat er hier vor die Erzherzogin), von 1728–1733 Vizekönig von Neapel, Vater von Friedrich August von Harrach, dem zweiten Obersthofmeister von Maria Elisabeth, vgl. NDB 7 (1966), 697–698.

75 Wiener Diarium, 8. September 1725, 5.

solche empfangen werden. Eine solche „offizielle“ Reise war unendlich mühsamer als eine „geheime“ Reise, bei der die wahre Identität des Reisenden verborgen bleibt. Mit einer derart umfangreichen Begleitung war dies jedoch ein aussichtsloses Unterfangen. Außerdem war diese Reise kein simpler Umzug, mit dem Maria Elisabeth ihren Wohnort wechselte, sondern sie begab sich in ein neues Amt. Sie wurde von einer Erzherzogin zur Statthalterin, das war mehr als ein Positionswechsel, es war eine Metamorphose: Maria Elisabeth begann ein neues Leben und wurde eine andere Person. Für sie persönlich war die Reise auch ein Übergangsritus, der sehr deutlich den Neubeginn als eigenständige Frau in einer politischen Funktion symbolisierte. Im Sinne einer *Rite de marge* diente die Reise als Umwandlungsritus von Maria Elisabeth, die beim Aufbruch in Wien noch eine Erzherzogin, bei ihrer Ankunft in Brüssel schon eine Statthalterin war.⁷⁶ Die Reise sollte einem Triumphzug gleichen, bei dem Untertanen des Kaisers in den Erblanden, aber auch jene in den Fürstentümern und Reichsstädten der Statthalterin zujubeln konnten und einen Vorgeschmack auf ihren Einzug in die Österreichischen Niederlande boten.

Doch die Empfänge an den Poststationen waren auch aus einem organisatorischen Grund unumgänglich: zur Finanzierung der Reise. Die permanent knappen Kassen des Kaisers zwangen ihn zu Beginn des 18. Jahrhunderts zu einer Auslagerung von Kosten, deren Bewältigung in den Verantwortungsbereich der Reichs- und Landstände übertragen wurde. Die jeweiligen Fürsten und ihre Vertreter wurden bereits im Juli durch Schreiben von den Reiseplänen in Kenntnis gesetzt und um Hilfe bei der Durchführung gebeten. Offiziell musste die Reichskanzlei in Wien von den Kurfürsten und Reichsständen, „durch deren grundt- und boden die passage gehen wird, die behörige patent⁷⁷ anfordern, also um eine Erlaubnis für die Durchreise bitten. Vom 12. bis zum 25. August erreichten die Antwortschreiben den Kaiserhof, so zum Beispiel am 12. August aus Würzburg. Darin versicherte die Reichsstadt, „zu guthen beförderung in meinen landen das nötigste zu veranstalten“⁷⁸.

Nach der Zusage der Reichsstände, die Erzherzogin passieren zu lassen, entsandte der Hof seine Fouriere⁷⁹ und Postoffiziere zur Prüfung der Wege und Poststationen. Am 28. Juli 1725 stellte der Hof ein Patent für den kaiserlichen Postkurier Franz Leopold Weiß aus, alle Wege durch Österreich, Böhmen und Mähren, also die Erblande, zu kontrollieren, Schäden zu melden und Ausbesserungen anzuordnen. Dies

76 Gerrit HERLYN, *Ritual und Übergangsritual in komplexen Gesellschaften. Sinn- und Bedeutungszuschreibungen zu Begriff und Theorie*, Hamburg 2002, 21.

77 ÖStA, HHStA, Zeremonialprotokolle, Bd. 13, Hofkonferenz vom 7. Juli 1725, fol. 77v.

78 Ebd., fol. 94r.

79 Zuständig für Unterkunft und Verpflegung.

alles sollte, da man sich noch in der Vorbereitungsphase befand, im Geheimen vorstattgehen.⁸⁰

Das Postwesen und die infrastrukturelle Verbindung Österreichs mit dem Reich bestanden zu Beginn des 18. Jahrhunderts bereits aus einem dichten Netz an etablierten Straßen und Posten, die sich seit dem 16. Jahrhundert entwickelt hatten. Der Aufbau dieser Infrastruktur hatte im 15. und 16. Jahrhundert allein in den Händen der Familie Thurn und Taxis gelegen, die die Residenzen der Habsburger in Innsbruck mit den Südlichen Niederlanden, also Brüssel, verbinden sollte.⁸¹ Die Festigung der Territorialstaaten nach dem Dreißigjährigen Krieg förderte den Aufbau einer vom Kaiser unabhängigen Landespost, die neue Wege erschloss und auch in die Personenbeförderung investierte. Die Post fuhr bereits im 16. Jahrhundert zu festgelegten Zeiten und unabhängig von der aktuellen Nachfrage, das Tarifsystem und der regelmäßige Beförderungsrhythmus machten sowohl das Reisen als auch die briefliche Kommunikation planbar und zuverlässig. Zudem erhöhte sich die Reisegeschwindigkeit zusehends durch Investitionen in die Straßenbefestigung, verkürzte Intervalle und den Ausbau von Stationen, an denen Pferde und Reisegefährten gewechselt werden konnten.⁸²

Dennoch musste der Hof die Poststationen auf die Ankunft von 230 Personen und 420 Pferden vorbereiten, weshalb mit kaiserlichen Patenten ausgestattete Hof-fouriere die einzelnen Stationen vorab bereisten und Datum und Zeitpunkt der Ankunft sowie die Menge der zur Verfügung zu haltenden Pferde und Lebensmittel bekannt gaben. Nicht jedem Ort und nicht allen Untertanen konnte diese finanzielle Last aber zugemutet werden. Bei den „ohne dem völlig verarmten Mährisch- und böhm[ischen] Unterthanen“⁸³ sah man von einer Kostenbeteiligung ab; diesen Regionen wurde für ihre Bewirtung ein Teil der Aufwendungen vergütet. Darum hatte der böhmische Hofkanzler gebeten. Umgekehrt musste der Kaiser als Dank nun den Gastgebern die Ehre erweisen und durch seine Stellvertreterin zu einer Audienz laden. Eine solche Ehre ließen sich die Städte nicht entgehen, und ihre Repräsentanten erschienen zahlreich zu Glückwünschen und zum Handkuss. Für Maria Elisabeth stellten die langen Audienzen eine anstrengende und mitunter auch langweilige Aufgabe während ihrer Reise dar.

80 ÖStA, HHStA, HA, Familienakten, Fasz. 87, Konv. ‚Reise‘, fol. 90r–v.

81 Max PIENDL, *Das fürstliche Haus Thurn & Taxis. Zur Geschichte des Hauses und der Thurn und Taxischen Post*, Regensburg 1980, 8; Klaus BEYRER, ‚Post‘, in: EDN 10 (2009), 245–253, 248.

82 BEYRER, ‚Post‘, 252.

83 ÖStA, HHStA, Zeremonialprotokolle, Bd. 13, fol. 87v.

Von Stockerau aus ging es am nächsten Tag weiter Richtung Norden, zu Mittag speiste die Reisegruppe in Hollabrunn, die Nacht verbrachte sie in Pulkau. In Hollabrunn gab es seit dem 16. Jahrhundert eine Poststation, die auf der böhmischen Straße zwischen Wien und Prag lag – eine administrativ und politisch wichtige Verbindung für die Habsburgermonarchie, die erst 1721 auf Anweisung des Kaisers repariert und verbreitert worden war.⁸⁴ Zwischen Wien und Prag nächtigte Maria Elisabeth in zwei österreichischen, einer mährischen und zwei böhmischen Stationen.⁸⁵ Zu Mittag gab es stets einen längeren Halt, damit die Erzherzogin essen und rasten konnte. An jeder dritten Station mussten die Pferde, die entweder eine der 93 Kutschen zogen oder zwischen den Kutschen als Reitpferde dienten, ausgetauscht werden. In der ersten Planung ging der Kaiserhof von 495 benötigten Pferden an jeder Station aus. Nach der Kontrollreise des kaiserlichen Postkuriers Franz Leopold Weiß, der am 22. August 1725 zurückkam, wurde diese Schätzung jedoch auf 600 Pferde erhöht.⁸⁶ Für anfallende Reparaturen der Fuhrwerke standen Handwerker und entsprechendes Material bereit, die im Vorfeld bestellt worden waren.⁸⁷

Die Hofkonferenz zerbrach sich den Kopf über die bestmögliche Organisation an den Poststationen, damit „nicht allein in die gröste ohnordnung, sondern die fortsetzung des reyß wohl gar ins stecken gebracht werden würde“⁸⁸. Poststationen waren geschäftig, laut, dreckig und – bei Ankunft des Statthalterhofes – völlig überfüllt – im beginnenden 18. Jahrhundert vermutlich noch mehr als im Jahre 1786, in dem sich Johann Wolfgang von Goethe auf seiner Reise nach Italien weigerte, die Toilette einer Relaisstation in Oberbayern zu besuchen: Sie befand sich auf einem Misthaufen, stank und hatte weder eine Tür noch eine Rückwand.⁸⁹ Außerdem boten an den Stationen zahlreiche Händler diverse Waren an, und im Gasthaus warteten schöne oder weniger schöne Frauen auf gute Kunden: ein wenig angemessener Ort für eine fromme Erzherzogin.

Über die Aufenthaltsorte der Erzherzogin während ihrer Reise geben die Quellen nur für einige Stationen genaue Hinweise. Passierte der Zug fürstliche Residenzen,

84 Maximilian WELTIN, *Die Post im Bezirk Hollabrunn*, Hollabrunn 1996, 17; Heinrich GÜTTENBERGER, *Die Begründung des niederösterreichischen Straßenwesens unter Karl VI.*, in: *Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich*, Bd. 21/2 (1928), 231–276, 236.

85 ÖStA, HHStA, HA, Familienakten, Fasz. 87, Konv. ‚Reise‘, fol. 79r.

86 Ebd., fol. 106r.

87 Ebd., fol. 107v.

88 ÖStA, HHStA, Zeremonialprotokolle, Bd. 13, fol. 87v.

89 Klaus BEYRER, *Mit der Postkutsche zum regelmäßigen Reiseverkehr*, in: Peter Kemper (Hg.), *Am Anfang war das Rad*, Frankfurt am Main/Leipzig 1997, 90–101, 90.

schlief Maria Elisabeth in den dort traditionell für sie vorbereiteten Kaiserappartements, also luxuriös eingerichteten Räumen, die von den Bewohnern selbst nicht benutzt wurden und nur zu Repräsentationszwecken einem hohen Gast zur Verfügung standen. Für kleine Märkte, wie etwa auch Pulkau, bat der Kaiser, nach einer Unterkunft im Ort zu suchen und nicht auf der Unterbringung in einem fürstlichen Schloss zu beharren. Es sollte der Eindruck vermieden werden, der Hof wolle sich eine kostenlose Bewirtung erschleichen.⁹⁰ In Pulkau schliefen Maria Elisabeth und ihre Hofdamen vermutlich in einem kirchlichen Bau, dem Pfarrhof bei St. Michael.

Für die reisenden Dienstboten galt dieser Luxus nicht, und sie mussten sich mit Schlafplätzen in Ställen, Schenken oder im Freien zufriedengeben. Sorgen bereitete dem Hof weniger ihre gute Unterkunft als vielmehr die alkoholischen Exzesse in den Postschenken, die im 18. und 19. Jahrhundert für ihren enormen Verbrauch an hochprozentigem Branntwein berüchtigt waren. Diese Problematik kam bei der Auswahl von Maria Elisabeths Leibwache zum Vorschein. Neben den höfischen Edelknaben wurde Maria Elisabeth zu ihrer Sicherheit noch von acht Hartschieren, kaiserlichen Leibgardisten, begleitet. In der Ausschreibung ihrer Stellen heißt es, es würden „zu der mitgehung in Niedland 8 ansehtliche, und von einer guten aufführung seyende, dem truncke nicht ergebene härtschiere“⁹¹ gesucht. Aus dieser Formulierung lesen wir nicht nur heraus, dass der Hof gewisse Formen des Alkoholkonsums während des Dienstes ablehnte, sondern auch, dass ein solcher unter den Hartschieren und anderen Hofangestellten offenbar durchaus üblich war, denn sonst wäre dieser Punkt nicht einer von nur drei Kriterien für die Aufnahme neuer Leibwachen. Man kann durchaus davon ausgehen, dass auch Teile des Küchenpersonals und anderer Dienstbotengruppen „dem truncke“ ergeben waren und gerne die Gelegenheit ergriffen, sich mithilfe von Bier, Wein und Schnaps von den Anstrengungen ihres Dienstes zu erholen.

Seit Beginn der Frühen Neuzeit verbreitete sich die Gewohnheit des hemmungslosen Branntweinkonsums in öffentlichen Schenken. Mit zahlreichen Gesetzen sowie an die Moral appellierenden Predigten wurde seit dem 16. Jahrhundert versucht, dieser neuen Sitte Einhalt zu gebieten. Das regelmäßige systematische Betrinken war ein moralischer und wirtschaftlicher Schaden, aber trotz Verboten toleriert und verbreitet. Dabei richteten sich die Appelle ausschließlich gegen hochprozentige Getränke, die schlechte Eigenschaften förderten und zu Straftaten wie Diebstahl, Betrug

90 ÖStA, HHStA, Zeremonialprotokolle, Bd. 13, fol. 92v.

91 Anweisung des Obersthofmeisteramtes an den Grafen Leopold von Herberstein, Vizepräsident des Kriegsrates, in: ÖStA, HHStA, ÄZA, Fasz. 33, Konv. 21 A, fol. 21r.

und Mord führten. Wein und Bier standen nicht unter dem Verdacht, schädlich auf ihre Konsumenten zu wirken.⁹² Die in den Dienst zu nehmenden Hartschiere sollten ergo keine regelmäßigen Konsumenten von Branntwein, also im heutigen Sinne alkoholabhängig sein. Maria Elisabeths Reisezug führte in rauen Mengen Wein mit sich. Die Hofkonferenz hatte beschlossen, dass „es jedoch nötig seyn würde von seithem des kay[serlichen] hoffs die erforderliche wein provisiones nit allein durch die kay[serlichen] e[rb] ländler biß auff die gräntzen von der obern pfaltz, daß ist biß nach weydthaus, sondern gar durch selbige ganze pfaltz, weilen alda kein wein zu gehaben, biß nach nürnberg auff die mittag- und nachts stationes zu verlegen“⁹³. Während also die Poststationen Lebensmittel und Pferde stellen mussten, sorgte der Wiener Hof selbst für den entsprechenden Vorrat an Wein, der von Wien bis Nürnberg an alle Mittags- und Übernachtungsstationen gebracht wurde.

Am dritten Reisetag, dem 6. September, ging es in nördlicher Richtung nach Langgau, der letzten österreichischen Poststation. Kurz darauf überschritt Maria Elisabeth die Grenze nach Mähren und nahm in Vratěnín, in den Wiener Quellen auf Deutsch „Fratting“ geschrieben, ihr Mittagessen ein. Die Nacht verbrachte sie in Zlabings, dem heutigen Slavonice. Jeden Tag legte der Reisezug zwischen acht und neun Meilen zurück. Allein die Helligkeit bestimmte die Länge der Reisetage; bevor die Sonne unterging, musste der Zug das Nachtquartier erreicht haben.⁹⁴ Am 7. September nahm Maria Elisabeth in Schloss Neuhaus, dem heutigen Jindřichův Hradec in Tschechien, ihr Mittagessen ein. Hier konnte sie sich zudem einen halben Tag von den Reisedistanzen erholen. Dieser halbe Rasttag wurde von der Hofkonferenz eingeplant, da er auf den Vorabend zum Fest „Unser lieben Frauen Geburth“ fiel und Maria Elisabeth so die Möglichkeit erhielt, am Nachmittag an einer Vesper und am darauffolgenden Morgen an einem Gottesdienst teilzunehmen. Maria Elisabeth nahm ihre religiösen Pflichten sehr ernst und pflegte auch während der Reise regelmäßig Andachten zu halten, zu beten und Gottesdienste zu besuchen. Über Tabor und Votice reiste sie weiter gen Norden und zog am 9. September um fünf Uhr nachmittags in Prag ein.

Prag war einer der Höhepunkte ihrer Reise. Mit 30 Kanonenschüssen feierte die Stadt ihren Einzug, allerdings standen weder die Vertreter der Bürgerschaft Spalier noch empfing sie der Magistrat der Stadt. Da Maria Elisabeth mit der Post reiste, sollte ihr kein „solenner“, also festlicher, Einzug gewährt werden. Dadurch machte

92 Vgl. Alexander KUPFER, *Göttliche Gifte. Kleine Kulturgeschichte des Rausches seit dem Garten Eden*, Berlin 2002, 50–55.

93 ÖStA, HHStA, Zeremonialprotokolle, Bd. 13, Hofkonferenz vom 15. August 1725, fol. 87r.

94 Ebd., fol. 75v.

man auch einen Unterschied zu dem Besuch des Kaisers zwei Jahre zuvor.⁹⁵ In der böhmischen Hauptstadt hielt sich die Erzherzogin zwei Tage auf, sie wohnte standesgemäß in der Prager Burg, dem Hradschin. Es war ihr erster Besuch an der Moldau. Am 11. September nahm die Erzherzogin an einem Hochamt im Veitsdom teil, in der Wenzelskapelle wurden ihr außerdem die Reliquien des Nationalheiligen gezeigt. Am Nachmittag ritt die Erzherzogin zur Jagd aus, bei der 51 Hirsche erlegt wurden.⁹⁶ Die leidenschaftliche Jägerin hatte sich diese Attraktion während der Reise gewünscht. Am folgenden Tag besuchte sie mehrere Klöster und Kirchen der Stadt, wie das Stift St. Georg, das Kloster der Karmeliterinnen, die Laurenziuskapelle und das Kapuzinerkloster. Am 13. September setzte sie um sieben Uhr in der Frühe ihre Reise in südwestlicher Richtung fort.

Werfen wir einen kurzen Blick auf die Landkarte von Europa: Auf dem direkten Weg zwischen Wien und Brüssel liegt Prag eindeutig nicht. Auch der weitere Reiseverlauf folgte nicht immer der kürzesten Strecke. Doch zur Erklärung dieser Wahl durch die Hofkonferenz muss man die politische Karte des Jahres 1725 beachten. Auf dieser ist deutlich zu sehen, dass sich der Reisezug der Statthalterin so lange wie nur möglich in den heimischen habsburgischen Erblanden aufhielt und so wenige fremde Reichsgebiete wie möglich durchkreuzte. Dabei reiste Maria Elisabeth bevorzugt durch kirchliches Staatsgebiet, wie etwa durch die Erzbistümer Mainz, Trier und Köln und durch das Fürstbistum Würzburg. Maria Elisabeth nahm in vier Freien Reichsstädten Station: Nürnberg, Frankfurt, Köln und Aachen, in denen sie von Vertretern der Stadt empfangen und bewirtet wurde. Diese Reichsstädte freuten sich über die Ehre, die Schwester des Kaisers begrüßen zu dürfen, die Vertreter der Stadt Köln beispielsweise luden Maria Elisabeth sogar explizit zu sich ein. Zudem war die Poststrecke zwischen Wien und Prag und anschließend von Prag über Nürnberg und Frankfurt nach Köln besonders gut ausgebaut, sie stammte aus dem 17. Jahrhundert.⁹⁷ Der Umweg über Prag war somit zeitlich kürzer als die geografisch direktere Verbindung über Salzburg oder Passau, und der bessere Straßenausbau machte die Reise für die Erzherzogin außerdem bequemer und war mit weniger Risiken verbunden. Zudem führte diese Route an wichtigen Städten vorbei, die ausreichend Kapazitäten für den Empfang einer Erzherzogin besaßen.

Am 13. September nächtigte Maria Elisabeth in Pilsen, wo sie sich auch am kommenden Vormittag ausruhte. Am 15. September erreichte sie zur Mittagszeit Waid-

95 Vgl. Wilhelm RAUSCH, *Die Hofreisen Kaiser Karl VI.*, phil. Diss. Wien 1949.

96 *Wiener Diarium*, 19. September 1725, 7.

97 PIENDL, *Haus Thurn und Taxis*, 22.

**SCHRIFTENREIHE DER ÖSTERREICHISCHEN
GESELLSCHAFT ZUR ERFORSCHUNG
DES 18. JAHRHUNDERTS**

HERAUSGEGEBEN VON MORITZ CSÁKY (BÄNDE 1–8) UND
WOLFGANG SCHMALE (BÄNDE 9–15)

EINE AUSWAHL

BD. 7 | RENATE ZEDINGER
**DIE VERWALTUNG DER ÖSTER-
REICHISCHEN NIEDERLANDE IN WIEN
(1714–1795)**
STUDIEN ZU DEN ZENTRALISIERUNGS-
TENDENZEN DES WIENER HOFES IM
STAATSWERDUNGSPROZESS DER
HABSBURGERMONARCHIE
2000. 240 S. BR. | ISBN 978-3-205-99011-6

BD. 8 | LUCJAN PUCHALSKI
IMAGINÄRER NAME ÖSTERREICH
DER LITERARISCHE ÖSTERREICH-
BEGRIFF AN DER WENDE VOM 18. ZUM
19. JAHRHUNDERT
2000. 298 S. BR. | ISBN 978-3-205-99204-2

BD. 11 | DANIELA WEISS-SCHLETTERER
DAS LASTER DES LACHENS
EIN BEITRAG ZUR GENESE DER
ERNSTHAFTIGKEIT IM DEUTSCHEN
BÜRGERTUM DES 18. JAHRHUNDERTS
2005. 180 S. BR. | ISBN 978-3-205-77387-0

BD. 12 | HARALD HEPPNER,
NIKOLAUS REISINGER (HG.)
STIEIERMARK
WANDEL EINER LANDSCHAFT
IM LANGEN 18. JAHRHUNDERT
2006. 459 S. 78 S/W-ABB. 14 GRAF.
UND TAB. BR. | ISBN 978-3-205-77526-3

BD. 13 | RENATE ZEDINGER
**FRANZ STEPHAN VON LOTHRINGEN
(1708–1765)**
MONARCH MANAGER MÄZEN
2008. 375 S. 3 S/W- UND 7 FARB. ABB. GB
MIT SU. | ISBN 978-3-205-78109-7

BD. 14 | GUY THEWES
STÄNDE, STAAT UND MILITÄR
VERSORGUNG UND FINANZIERUNG DER
ARMEE IN DEN ÖSTERREICHISCHEN
NIEDERLANDEN 1715–1795
2012. 391 S. 5 S/W-ABB. 8 TAB. BR.
ISBN 978-3-205-78843-0



BD. 15 | WOLFGANG SCHMALE
DAS 18. JAHRHUNDERT
2012. 425 S. 3 GRAF. UND 1 TAB. GB MIT
SU. | ISBN 978-3-205-78841-6

Obwohl Erzherzogin Maria Elisabeth in der Frühen Neuzeit eine Herrschaftsposition bekleidete, liegt ihre Biografie größtenteils im Dunklen. Bekannt ist die Statthalterin der Österreichischen Niederlande und Schwester von Karl VI. für ihr strenges Vorgehen gegen den Jansenismus und ihre religiöse Inbrunst. Doch ihre eigenwillige Herrschaft, ihr vielschichtiger Charakter und ihr „unweibliches“ Durchsetzungsvermögen machen sie zu einer faszinierenden Regentin des 18. Jahrhunderts.

